



### Von zwei Störchen welche nicht lernen wollten.

„Kinder,“ sprach der Storch im Nest,  
„Nächstens kommt das Abschiedsfest;  
Ein Examen gibt es da  
Vor der Fahrt nach Afrika,  
Ob auch jedes Kind versteht,  
Wo der Weg hinuntergeht.  
Lernt jetzt die Geographie,  
Wer nichts weiß, den läßt man hie!“

Also sprach mit Ernst Papa,  
Und die Mutter nickte: „Ja.“

Doch die kleinen Nestgenossen  
Hat der Eltern Wort verdrossen,  
Denn das Lernen war den Zweien  
Stets die allerschlimmste Pein,  
Dahingegen Spiel und Tanz  
Hatten ihren Beifall ganz.  
Beide blinzelten sich zu:  
Hu! und hu! wie denkst denn du?  
Und es schüttelt jedermann  
Heimlich mit dem Kopfe dann.



Nach drei Wochen flogen diese  
Mit den Eltern auf die Wiese,  
Wo das Fest in diesem Jahr  
Und auch das Examen war.  
Weit und breit von fern und nah  
Waren alle Störche da,  
Aßen, tanzten, klapperten,  
Und das Fest verlief ganz schön.  
Doch am dritten Tage, ach!  
Kam jetzt das Examen nach.

Nings ward eine große Stille,  
Und ein Doktor mit der Brille  
Sprach zu einem von den Zwein:  
„Wo mag wohl Aegypten sein?“

„Dieses, wenn mir recht bekannt,  
Gränzet gleich an Pommernland.“

Ueber solche Länderkunde  
Lachte alles in der Runde;  
„Faulpelz,“ sprach der Doktor dann,  
Und nun kam der zweite dran.

„Sage deutlich und geschwind:  
Wohin fließt der Nil, mein Kind?“

„Ei, wenn ich nicht irre bin,  
Zu die Elbe bei Berlin.“

Ueber solche Länderkunde  
Lachte alles in der Runde;

„Merkt's euch!“ sprach der Doktor da,  
„Ihr kommt nicht nach Afrika.“

In der Nacht slog mit Geschrei  
Fort die ganze Storcherei.  
Traurig war der Eltern Scheiden,  
Doch es lachten blos die beiden;  
Jedes dacht' in seinem Sinn:  
O, wir kommen doch noch hin!  
Und des Morgens allgemach  
Flogen sie den andern nach.

Doch, o weh! — wo sind sie nur?  
Nirgend sieht man ihre Spur;  
Und die armen Kinder zogen,  
Sind ein Vierteljahr geslogen, —  
Bums! da fielen sie schachmatt  
Niederwärts bei einer Stadt,  
Wo auf einer Tafel stand:  
„Hier ist das Chinesenland.“

Als sie kaum das Wort gelesen,  
Nahn zwei alte Bopfschinesen,  
Und sie blickten hocheifrent  
Auf der beiden Müdigkeit;  
Jeder kommt und faßt sich einen  
Bei den langen Storchbeinen, —  
Und im Vogelhaus von Draht  
Endigt sich ihr Lebenspfad.

Anmerkung. Probe aus „Schelmenpiegel“ oder Nehmt Euch ein Exempel dran. Ein lustiges Bilderbuch von Victor Blüthgen und Fedor Hünzler. Verlag von A. Kröner, Stuttgart.

Wir empfehlen dieses glanzvoll ausgestattete Werkchen voll frischen Humors in Wort und Bild. Es sind 14 sehr amüsante Thiergeschichten aus der Feder unseres allbeliebtesten Mitarbeiters mit prachtvollen Farbendruckbildern unseres genialen Thierzeichners. Reime und Bilder überbieten sich in übermüthiger Erfindung und lebenswürdiger Drollerie. Dichter und Künstler haben hier für die Kinderwelt ein wahrhaft komisches Bilderbuch geschaffen, ohne dabei jemals die Grenzen des Anmüthigen zu überschreiten und in die Verzerrungen der Strunwelpetermanier zu verfallen. D. S.



## Die Musikalischen.

Von J. Walther. Bignette von F. Hünzler.

**D**umdideldum! Wo Alles liebt,  
Kann Karl allein nicht hassen,  
Wo Alles quitt und Alles piept  
Kann er es auch nicht lassen.

Er kratzt den „armen Augustin“  
Auf seiner Groschensiedel  
Und singt dazu, versteckt im Grün,  
Ein ohrzerreißend' Liedel.

„Pfi!“ pfeift der Staar, „Wer hält das aus?  
Das geht durch Mark und Knöchlein.“  
Es naht sogar verstimmt die Maus  
Und kündigt flugs ihr Wöchlein.

Der alte Spag verdreht den Blick  
Und piept: „Es ist ein Leiden!  
Das nennt man heutzutage Musik —  
O Mozart! Bach und Haydn!“

## Eine Romfahrt.

Erzählung von

Wilhelm Fischer.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.

„Lieber Vater!“ sprach Franz, der siebzehnjährige Sohn des wohlhabenden Notars Schröder in Köln, mit unsicherer Stimme und stockte dann. Sie saßen noch miteinander am Frühstückstisch, den Mutter und Geschwister bereits verlassen hatten. Es war an einem herrlichen Sonntag im Juni; durch das offene Fenster trug der laue Wind den Blumenduft des kleinen Gartens in's hohe, kühle Zimmer hinein. Der alte Herr hatte sich eine lange Pfeife angezündet und die Zeitung zur Hand genommen; der Sohn knetete auf der roth und weiß farrirten Decke eifrig Brodkügelchen.



„Lieber Vater!“ begann er wieder etwas lauter, da seine erste Anrede überhört worden war. Jetzt legte der Notar das Blatt nieder und sagte: „Nun, Franz?“

„Wir möchten bei dem prächtigen Wetter einen Ausflug nach Altenberg machen.“

„Recht. Das Dhinthal ist reizend, und die Klosterkirche, der bergische Dom, ein wahres Kleinod der Gothik. Wer geht denn noch mit?“

„August und Wilhelm.“

„Zwei wackre Burschen, mit denen ich dich gern verkehren sehe. Noscitur ex socio — du kennst das Sprüchlein. Es freut mich, daß ihr vor dem Abiturienten-Examen noch Zeit zu einem unschuldigen Vergnügen findet und nicht fortwährend zu ochen braucht. Das macht stumpf und dumpf.“

„Ja, wäre nur dieses Examen erst vorüber!“ meinte Franz. „Aber wir haben ein gutes Gewissen.

Deutsche Jugend. XI.

Wir haben im Ganzen und Großen unsere Schuldigkeit gethan und arbeiten die sechs Wochentage hindurch stramm. Da kommt einem zuweilen eine Ausspannung zu.“

„Gewiß, mein Junge. Aber ihr solltet längst unterwegs sein — es wird euch heiß werden.“

„Wir gedachten einen offenen Wagen zu nehmen,“ sprach Franz sanft.

„O, ihr wollt einen Wagen nehmen, so? A la bonne heure! die jungen Herren treiben's vornehm.“

„Wenn's nur nicht am Besten fehlte!“ sagte Franz etwas beklommen und machte mit Daumen und Zeigefinger die Geberde des Geldzählens. „Und grade deshalb wollt' ich mit dir sprechen, lieber Vater, und dich bitten — du würdest mir wirklich eine große Freude machen — leider ist Ebbe in meinem Beutel — es kommt ja auch nicht alle Tage vor — nur ein paar Thaler —“

Der Vater hatte ihn nicht unterbrochen, sondern ihn ruhig zu Ende reden, oder vielmehr stottern lassen. Jetzt schob er die Zeitung ganz weg, that ein paar tüchtige Züge und blies mächtige Wolken von sich, dann sprach er kopfschüttelnd: „Das böse Gewissen, Franz, das böse Gewissen! Es macht Feiglinge aus uns allen. Woher sonst dies Stammeln und Stocken? Wenn du eine gerechte Sache hättest, wie flott und unverzagt würdest du mit mir reden können! Wär's nicht besser gewesen, du hättest dir die Fehlbitte und mir die abschlägige Antwort erspart?“

„Ich quäl' mich wahrhaftig ehrlich!“ rief Franz, der nun auch wieder Worte fand, „ich rauche fast gar nicht, ich geh' in keine Kneipe mehr —“

Der Vater lächelte.

„— War das Zeugniß, das ich dir zu Ostern gebracht habe, nicht anständig?“

„Deine Schuldigkeit, Franz, und hast ein wichtiges Goldfuchlein bei dieser Gelegenheit empfangen — meine unverdiente Gnade, Franz!“

„Ich geh' nur mit Leuten um, die dir recht sind, ich arbeite sechs Tage lang wie ein —“

„Schon dagewesen!“

„Und mein Taschengeld ist so gering —“

„So?“ unterbrach ihn der Vater ernster. „Haben

deine Freunde mehr? August doch gewiß nicht, weher sollt's seine arme Mutter nehmen?"

"August freilich nicht," sprach Franz verdrossen, "und gerade deshalb —"

Er schwieg.

"Ich weiß, warum du stockst, und ehre deinen Grund," sagte sein Vater freundlicher. "Recht, mein Junge. Inter amicos omnia communia — Freunden ist Alles gemein. Aber hat Wilhelm mehr? — Der Doctor ist ein reicher Mann, so viel ich weiß."

Franz schwieg.

"Siehst du? — Nein, Franz, ich weiß auch, was sich gehört, und halte dich nicht zu kurz. Junge Leute müssen in Freiheit dressirt werden, das ist mein Prinzip. Alles in Allem genommen, kannst du recht zufrieden sein."

"Aber Eduard hat mehr!" brach Franz aus, vier-, fünfmal so viel, was weiß ich?"

"Der einzige Sohn des großen Kaufherrn, ja so!"

"Er hat doch Schwestern genug. Aber er hat einen Pony zum Ausreiten, und ein englisches Ruderboot auf dem Rhein," fuhr der Jüngling eifrig fort. "Er hat zwei, eigentlich drei prachtvoll ausgestattete Zimmer, vollgepfeift mit allem, was man sich nur wünschen und erdenken kann. Ein Mikroskop, ein Teleskop —"

"Durch die er selten guckt."

"Einen Glaschrank voll prächtig gebundener Bücher —"

"Die er nicht liest."

"Karten mit Bildern und kostbaren Kupferstichen —"

"— von denen er nichts versteht."

"Schlittschuhe mit Schrauben und Schlittschuhe mit Riemen —"

"Heut schnallt er sie schwerlich an."

"Die feinsten Cigarren —"

"Darauf versteht er sich, das ist wahr."

"Und Spitzen von Meerschaum und Bernstein."

"Darf doch nur im Hause rauchen; weh' dem Herrn Abiturienten, wenn ein Magister ihn je draußen erwischt!"

"Einen Leonberger und einen Seidenpintcher und zwei Papageien, geschnitzte Holzschalen und geschliffene Gläser, gemalte Tassen, eine schwere goldene Uhr mit Schuppenkette, Hemdknöpfschen und Busennadel mit Brillanten, und vor allen Dingen, Geld, die schwere Masse Geld!"

"Und schlechte Zähne und einen verdorbenen Magen, und ein bleiches Gesicht, während du hübsch bräunlich bist, wie der Knabe David, und bligende

schwarze Augen hast, trotz deines eifrigen Studiums. Im Ernst, beneidest du den übersättigten Eduard?"

"Er gibt wahre Feste auf dem Gute seiner Eltern zu Brühl, er geht in's Concert, in's Theater, er macht Ausflüge, zu Pferd, zu Schiff, mit der Bahn, erster Classe, wohin er will —"

"Und fällt am End' mit Glanz durch's Examen, wenn ihm nicht sein armer Hauslehrer mit genauer Noth so viel eintrichtert, daß er durchschlägt. Beneidest du ihn?"

"Nicht um alles. Aber wenn ich bedenke, daß du auch ein reicher Mann bist —"

"Gegen seinen Vater gehalten, arm!"

"— ein großes Haus in der Stadt, ein Landgut am Vorgebirge hast und täglich viel Geld verdienst, und doch deinem ältesten Sohne eine solche Kleinigkeit abschlägst — zumal, da ich's meinen Freunden fest zugesagt habe, und du hast sie gern — mit Eduard geh' ich fast gar nicht mehr um —"

"Mir sehr lieb!"

"Ich mag mich nicht von ihm regaliren und begünstern lassen —"

"Sehr verständig!"

"Nun, lieber Vater, thu's!"

"Nein, lieber Sohn, nein! Da du doch eine nackte Antwort haben mußt: nein! Ich will dir meine Gründe kurz darlegen. Ich mache mir nicht an, Herrn Consul Reichenhall zu tadeln, er muß wissen, was er zu thun hat, und besitzt ungeheuerer Mittel. Doch würde ich an seiner Stelle Eduard anders erziehen. Nichts ist nach meiner Ansicht schädlicher für die Jugend, als erdrückender Ueberfluß. "Was man besitzt und nicht nutzt, ist eine schwere Last," hat ein großer Mann gesagt. Hunger thut weh, aber lustloses Hinunterwürgen nicht minder. — Schenk' mir noch den Rest Kaffee ein, wenn er auch nicht mehr heiß ist. So — danke schön! Die magerste wilde Gans wird nicht mit der angenagelten im dunklen Stalle tauschen, deren Fettleber entwickelt werden soll. Uebermaß erzeugt Ekel. Ueberfülle lähmt, stumpft ab und ersticht. Mir ist nichts mehr zuwider, als ein junger Mensch ohne Wünsche, und solch einer wird wahrscheinlich der arme Eduard. Nun, darüber sind wir wohl ziemlich einig, mein Sohn. Aber um auf deinen Fall zu kommen. Du sagst, ich sei reich. Gott sei Dank, ich klage nicht. Ich verdiene viel Geld. Ja, mit vieler Mühe zwar, aber genug und etwas darüber, und ich weiß es gut anzulegen. Fehlt es euch an irgend etwas? Wohnen wir nicht recht behaglich? sogar ein Gärtchen hinter dem Hause. Essen wir nicht gut? Trinken wir nicht Wein, eigenes Wachstum und fremden dazu? Hast

du nicht Kleidung und Bücher, alles, wie sich's gehört? Dein Taschengeld sei zu gering, meinst du; darüber kann man streiten. Ich hab' in deinem Alter nicht die Hälfte gehabt."

"Das waren auch andere Zeiten. Der Werth des Geldes ist seitdem sehr gesunken."

"Nichtig bemerkt. Wie geschieht die Menschen sind, wenn es sich um ihren Vortheil handelt! Aber doppelt ist auch viel mehr als einfach. Und als du zu Herbst nach Prima aufrücktest, hab' ich's wieder erhöht. Und hin und wieder fällt noch etwas außer der Reihe ab. Ich kenne den Werth des Geldes und der Freiheit. Ich weiß, daß man einem verständigen Menschen oft nichts Angenehmeres schenken kann als baares Geld. Hast du das Aepfelchen zu Weihnachten vergessen? Es stecken ein paar nagelneue, glänzende Münzen drin, denen die Säure des Saftes nichts anhaben konnte. Die Mutter, dein Pathe, Onkel Heinrich, — kurz, nach meinem Dafürhalten hast du reichlich so viel, als ein junger Mensch in deinem Alter und Stande braucht. Aber wie gesagt, darüber kann man streiten. Ich verdenk' es dir gar nicht, daß du von deinem Standpunkte aus eine Erhöhung für wünschenswerth hältst. Jeder Mensch strebt nach Verbesserung seiner Lage. Aber was ich dir ernstlich verdanke, mein Sohn, das ist, daß du jetzt im Anfange des Monats schon auf dem Boden angelangt bist, daß du nicht besser wirtschaftest. Daß du dich nicht scheust hochfliegende Pläne zu fassen, ohne die Mittel sie auszuführen, daß du mit dreister Stirn — nein! da thu' ich dir Unrecht, du hast gestoßt und gestottert, 's ist wahr — aber mich überhaupt um Geld zu unnötigen Ausgaben anzugehen! Ich mein', das hättest du dir längst abgewöhnt, seit — seit einer Geschichte, die abgemacht und unter den Tisch geschoben ist und von der wir keine Sylbe weiter reden wollen."

"Das fehlte auch noch!" dachte Franz, sprach aber einschmeichelnd: „Es ist ja nicht viel!“

"Desto schlimmer! hät' ich bald gesagt. Desto leichter hät' es vermieden werden können. Franz, ich mein's gut mit dir. Ich verlange von jedem anständigen Menschen, daß er sich nach der Decke streckt, daß er auskommt, und auf eignen Füßen steht. In meinem Geschäft seh ich nur zu oft die traurigen Folgen des Leichtsinns, des Draufloslaufens, als ob die Leute nicht rechnen könnten. Du gehst, will's Gott, bald zur Universität ab, mach' doch, daß ich dich ganz unbesorgt ziehen lassen kann! Seit langer Zeit frag' ich dich nicht mehr, was du mit deinem Gelde machst, du sollst selbständig und mündig werden, und verdienst im Ganzen mein

Vertrauen. Aber heut' möcht' ich mir doch die Frage erlauben: Wie kommt's, daß du schon auf dem Trocknen bist?"

"Ich hab' mir eine etwas theure Cigarrenspitze — nun lachst du mich auch noch aus!"

"Nimm mir's nicht übel, Bunge, ich muß! Weil Eduard eine hat, nicht wahr? Und du rauchst doch zu meiner Freude so selten. Nun, das sind keine Sachen. Aber du kannst den Apfel nicht zugleich roh und gebraten essen. Wenn du durchaus im Schweiß deines Angesichts geschnitten Meerschaum braun anrauchen willst, so mußt du auf Altenberg verzichten oder zu Fuß gehn."

"Dazu ist's zu spät, zu heiß!" brummte Franz.

"Glaub's selber. Du bleibst also hier. Die heutige Enttäuschung kann dir sehr heilsam werden, wenn du die rechte Lehre daraus ziehst. Hoffentlich stotterst du nie in deinem Leben mehr vor irgend einem Menschen, einem Freunde, einem Bekannten, oder gar einem Wildfremden so verlegen wie heut' vor mir, um ein paar elende Thaler. Eignes Geld macht frei, erborgtes oder erbetteltes zum Sklaven. Guten Morgen, Franz!"

Er ging und der Jüngling blieb allein in einer keineswegs beneidenswerthen Stimmung zurück. Der Tag war schön, die Freunde verließen sich auf ihn, er hatte, weil er so lange keine Bitte mehr gewagt, so sicher auf die Erfüllung dieser einen gehofft. Er konnte dem Vater nicht groß Unrecht geben, und meinte doch, ihm sei nicht ganz recht geschehen. Und an seinen Fleiß, seinen untadelhaften Wandel, seine Doppelarbeit vor dem Examen gedenkend, gerieth er in eine Art Mitleid mit sich selbst, welches ihm sogar Thränen auspreßte.

Das gewährte die gute, dicke, gegen ihren Sohn leider sehr schwache Mama, welche so eben wieder in's Zimmer trat, und forschte natürlich sogleich erstaunt nach der Ursache. „Er ist zu zäh!“ sprach sie kopfschüttelnd für sich. „Hat gestern einen so guten Tag gehabt, über hundert Thaler verdient, wie ich sicher weiß — er sagt einem zwar nichts — und rückt nicht einmal mit einer Kleinigkeit heraus. Wart', Fränzchen,“ sagte sie dann lauter, „ich kann dir, glaub' ich, helfen.“

Fränzchen's Augen folgten ihr blickend, wie sie zum chinesischen Nähtischchen ging, bedächtig aufschloß und einige Kassenanweisungen hervornahm. Gerade in diesem Augenblicke lehrte der Notar zurück und übersah sofort die Lage der Dinge.

"Was soll ich nun thun?" sprach er lächelnd. „Meiner guten Frau verbieten, einen dummen Streich zu machen?"

„Nu, nu!“ sagte sie.

„Aber dann versalzt sie uns am Ende die Suppe,“ fuhr er fort. „Ich will mich lieber an den Herrn Sohn wenden. Franz, es erscheint mir passender, daß du die Schwäche deiner Mutter nicht mißbrauchst.“

„Hör' mal einer den Mann!“ sagte sie.

„Wenn wir's nicht so fest abgesprochen hätten,“ meinte Franz unschlüssig.

„Mach', was du willst,“ sagte der Notar, ihn fest im Auge behaltend, „und wenn du gehst, viel Vergnügen! wir verlieren kein Wort weiter darüber. Aber du thätest mir einen Gefallen, wenn du nicht gingst.“

„Wenn du mir so zusehest,“ sprach Franz, seinen Schmerz mühsam niederkämpfend, „so bleib' ich natürlich hier.“

„Bravo, mein Junge!“ rief der Notar und drückte ihm kräftig die Hand. „Du hättest es etwas freundlicher sagen können, doch kein Mensch ist vollkommen. Deine Freunde gehen nun wohl auch nicht — weißt du was? lade sie beide zum Mittagessen ein!“

„Sehr wohl!“

„Und die Suppe wird nicht versalzen sein, und der Braten nicht angebrannt, nicht wahr, liebe Frau?“

„Schröder, du bist ein sonderbarer Mensch!“

„Und du eine prächtige Frau und eine ausgezeichnete Köchin und eine sehr schwache Mutter. Und so wäre dies Geschäft noch einmal glücklich abgemacht.“

Franz eilte zu seinen Kameraden hin, die sich leicht beruhigten und im Grunde dem Notar Recht gaben. Sie paßten zusammen, die drei, alle schwarz von Haaren und Augen, Franz der größte und stärkste, August um ein wenig kleiner, mit einer mächtigen Stirn, den Kopf etwas zur Seite geneigt, und Wilhelm, der kleinste, ein wahrer Bücherwurm, doch in guter Gesellschaft recht heiter und witzig, gelehrt wie ein Professor und harmlos wie ein Kind.

„Dann wollen wir auch in die Frühkirche gehen,“ meinte er, „es ist noch eben Zeit.“

„Und später etwas spazieren“, sagte Franz.

„Und ein Bad im Rheine nehmen,“ setzte August hinzu, „es wird heiß.“

Sie hatten zwar noch den kleinen Aerger, Eduard selbst kutschend mit einem Freunde im Gig wind-schnell vorüberfahren zu sehen, übrigens aber verlief der Morgen recht angenehm. Mit jugendlicher Eglust, durch Wandern und Schwimmen geschärft, fanden sie sich pünktlich um ein Uhr in dem kühlen Speisezimmer ein. Es war ein erfreulicher Anblick, die lange, reich gedeckte Tafel mit dem schneeweißen Linnen, den blanken Tellern und funkelnden Gläsern, den schweren silbernen Löffeln und Gabeln und dem bunten duftigen Blumenstrauß in der Mitte. So anmuthig und vornehm hatte es weder August da-

heim, noch Wilhelm, dessen Eltern nicht in Köln wohnten, in seinem Kosthause. Die Mahlzeit selbst war der Zurüstung würdig. Strahlend vor Genugthuung sah die gütige Hausfrau zu, wie es ihrer Familie und ihren jungen Gästen schmeckte. August faßte sich ein Herz und brachte unter allgemeinem Beifall ihre Gesundheit aus, begeistert von dem reingehaltenen rothen Weine, der zu Kesse-

nich auf dem eignen Boden des Notars gewachsen war. „Wir taumeln von Genuß zu Genuß!“ sagte Wilhelm, als in biden Tassen der starke Kaffee erschien, „das ist einmal keine Eichorienbrühe!“ Doch die feinen Cigarren, welche der Hausherr jetzt zum Besten gab, verschmähte er und erntete dafür Lob von den Damen, denen er eine kleine Vorlesung über Botanik hielt, zur Verdeutlichung seiner Worte einige Blumen zergliedernd. August aber griff zu und meinte: „Wir können uns heut' einbilden, vornehme Türken zu sein, welche auch ihr süßes Nichtsthun durch den Tranf von Mokka und durch edlen Tabak würzen.“ Auch Franz rauchte, und zwar auf besonderen Wunsch seines Vaters aus der neuen, großen, sehr schönen, aber auch sehr unbequemen Meerfschaumspitze. Später setzte der Notar, der die jungen Leute so vollkommen wie möglich entschädigen wollte, ihnen im Garten eine feine Bowle vor. Doch mit dem vortrefflichen Essen und Trinken suchte er ihnen zugleich in seiner



eigenthümlichen Art auch einige gute Lehren einzufügen. Anknüpfend an den vereitelten Ausflug pries er ihnen in Sprüchwörtern und eignen Sätzen die Sparsamkeit und das ordentliche Haushalten. „Selbst ist der Mann. Self\*) ist ein gut Kraut. Spar' dir was, so hast du was. Vorgen macht Sorgen, und das schwerste Holz ist der Bettelstab. Dhn' Fleiß kein Preis. Armuth ist zwar kein Verbrechen, aber Reichthum, oder sagen wir lieber Besitz, auch keine Schande. Wer frei und selbständig werden und bleiben will, muß nicht mehr ausgeben, als er einnimmt, sondern womöglich etwas weniger, muß nicht auf besondere Glücksfälle rechnen, sondern eher umgekehrt, muß nicht, was reine Berrücktheit ist, mit Leuten wetteifern wollen, die fünfmal so viel Vermögen haben. Die jungen Leute nehmen mir's nicht übel: es hat mich von vorn herein geärgert, daß der Ausflug zu Wagen gemacht werden sollte, von den Kosten ganz abgesehen. Wozu habt ihr eure langen Beine? Es geht nichts über Zufahren. Mit wenigem viel leisten, darin steckt die Kunst!“ Der Wein machte ihn bereit und sie zu willigen Hörern. August stimmte mehrmals bei, führte sogar ein griechisches Sprüchlein zur Bekräftigung an und lobte die Einfachheit und Mäßigkeit der Araber. Wilhelm, der privatim Englisch gelernt hatte, brachte aus dieser Sprache ein paar einschlägige Redensarten vor: „to make both ends meet,“ „to live within one's income,“ und beide wurden vom Notar gelobt. Auch Franz, des Sieges über sich selber und der angenehmen Gesellschaft froh, hörte in viel besserer Stimmung als am Morgen zu. So schloß der Tag ganz befriedigend.

Wir haben ihn recht ausführlich geschildert, weil er einen nachhaltigen Eindruck auf die Jünglinge machte. Es geht so im Leben, gewisse Stunden und Ereignisse, nicht wichtiger als viele andere, lassen unverwischliche Spuren zurück. „Auf eignen Füßen, so viel nur immer möglich!“ das blieb fortan der Wahlspruch der drei Freunde.

Am nächsten Morgen griffen sie mit frischer Kraft die Arbeit wieder an. Eduard fehlte in der Klasse; der Arzt bescheinigte ein gastrisches Fieber, ohne den Grund desselben anzugeben.

Wir können nun über eine geraume Zeit um so rascher weg gehen. Unser Kleeblatt bestand das Examen mit Glanz, machte drauß mit dem Notar und auf seine Kosten einen schönen Ausflug nach Altenberg und Haus Forst dazu, verlebte überhaupt

\*) „Self“ mundartlich = Salbei und zugleich „Selbst“, also ein kleines Wortspiel.

köstliche Ferien und ging dann zur Universität in Bonn ab. Franz konnte, was seinen Wechsel betraf, mit dem Vater zufrieden sein. Auch für Wilhelm war ausreichend gesorgt. August mußte sich freilich behelfen, ergänzte seine Mittel jedoch durch Privat-Unterricht und andern passenden lohnenden Erwerb.

Auch Eduard war, freilich mit Ach und Krach, durch's Examen gekommen, hatte aber bald darauf einen herben Verlust erlitten. Sein Vater starb plötzlich und hinterließ nicht so viel, als man erwartet hatte. Da Kinder aus verschiedenen Ehen vorhanden waren, so fand eine Auseinandersetzung statt. Auf Eduards Theil fiel die noch immer ansehnliche Summe von vierzigtausend Thalern. Er war großjährig und unabhängig. Zum Handel verspürte er keine Lust.

Das Studentenleben dagegen lockte ihn. Er beschloß, später ein Gut zu kaufen und ging einweilen nach Bonn, um Oekonomie zu studiren. Ach leider! er hat auf eine seltsame Weise Oekonomie studirt.

Wilhelm widmete sich den Natur-Wissenschaften, Franz und August der Jurisprudenz. Es ist nun durchaus nicht unsere Absicht, das ganze Leben unserer Helden, nicht einmal ihr erstes Halbjahr auf der Hochschule zu schildern, so lehrreich und ergötzlich manches Erlebnis auch sein möchte: wir eilen zu dem, was die Ueberschrift verspricht. Der junge Leser lernt hoffentlich mehr daraus, als wie man mit geringen Kosten eine schöne, große Reise macht.

„Wenn vor des Lenzes Hoffnungspuren  
Der rauhe Winter endlich weicht,“

wenn der Schnee zerrinnt, die Veilchen sich hervorwagen, die ersten Lerchen schwirren und neues Leben alle Pflanzen und Bäume durchzieht, dann regt sich gewöhnlich in der Menschenbrust, wie bei den Zugvögeln, eine unbestimmte Sehnsucht in die blaue Ferne, ein mächtiger Wandertrieb. Auch unsere drei Freunde wurden schon recht frühe im Jahr von diesem Gefühl ergriffen und schmiedeten manchen Plan, um ihn alsbald durch einen neuen besseren zu verdrängen. Aber August der Weise, wie die Andern ihn scherzhaft nannten, warnte, dem unbeständigen Lenz zu trauen und leichtfertig der ersten Neigung nachzugeben. „Der Wald ist noch nicht grün, die Wege noch nicht trocken,“ sagte er. „Geht bei Sonnenschein jetzt spazieren, aber unternimmt keine Reise. Spart euer Geld bis zum Herbst. Das ist ein reicher, fröhlicher Biedermann in seinen besten Jahren, der hält, was er verspricht, während der hübsche Junge, der Frühling, seine bedenkliden

Launen hat.“ Auf dieses Orakel hin wurde eine Vertagung der großen Fahrt bis zum Spätsommer beschlossen, über das Ziel blieb man noch unentschieden. Doch unerwartet schnell nahm das Schwanken ein Ende; und das war gut, denn große Pläne bedürfen einer langen Vorbereitung.

Eines Tages traf Franz mit Eduard zusammen, den er sonst selten sah, und begleitete ihn, dringend aufgefordert, in seine Wohnung. Denn der gewöhnliche Studenten-Ausdruck „Bude“ paßte doch nicht für diese glänzenden Gemächer. Auf dem polirten runden Tische lag ein prachtvolles Bilderwerk über Italien. Franz blätterte bewundernd darin; da sagte Eduard, während er Madeira und Zwieback auftragen ließ: „Das alles werd' ich nun hoffentlich bald in natura sehen.“

„Ei, du gedenkst nach Italien zu reisen?“

„Sobald die Alpenpässe schneefrei werden. Erholung, Zerstreuung thut mir noth.“

„Das wird ein schön Stück Geld kosten — nun freilich, du hast es ja.“

„Ich hab's!“ sprach Eduard selbstbewußt, „so viel ist denn doch noch übrig geblieben, was die klugen Leute auch reden.“ Dabei blickte er wohlgefällig rund um sich her, zupfte seine Manchetten hervor, daß die Brillanten der Knöpfe funkelten, und drehte den großen Siegelring. Er prahlte gern ein wenig, der arme Eduard.

„Geh' mit!“ ermunterte er.

Franz zuckte die Achseln. „Offen gestanden,“ sagte er, „du reisest mir zu theuer.“

„Wir wollen unser Reisegeld zusammen legen und gemeinsame Kasse führen,“ schlug Eduard vor, denn geizig war er nicht.

„Sehr freundlich, doch das darf ich nicht annehmen. Und — ich hab' noch gar kein Geld, wage auch meinen Vater nicht darum anzugehen.“

„Es wär' sonst schön,“ fuhr Eduard fort, einzelne Ansichtenweisend, „sieh her! Isola bella — hier, der Marmor-Dom zu Mailand — hier, der schiefe Thurm zu Pisa — Florenz — Rom — der Vesuv —“

Ja, es war schön, und als Franz den Heimweg antrat, stand der Plan bei ihm fest, im nächsten Herbst das schöne Land zu besuchen, „wo die Citronen blühen.“ Ganz erfüllt von diesem kühnen Gedanken suchte er August auf. „Freund!“ rief dieser, von einem dicken Buche aufblickend, ihm hastig entgegen, „ich weiß jetzt, wohin wir unsere Schritte lenken!“

„Ich auch!“ entgegnete Franz leuchtenden Blicks.

„Auch plötzlich entschlossen?“ fragte der Weise nicht besonders erbaut, denn er fürchtete einen höchst wahrscheinlichen Zwiespalt der Meinungen. „Nun, laß hören!“

„Nein, sprich du zuerst!“

„Nein, du!“

„Nun — nach Italien!“

„Italien!“ scholl es wie ein schnelles Echo jubelnd, und beide umfaßten sich und tanzten wie toll in dem kleinen Zimmer umher. Kinder können sich über eine Kleinigkeit freuen — wohl dem, der sich auch in dieser Beziehung eine gewisse Kindlichkeit bewahrt. Das zufällige Zusammentreffen der Pläne wurde als ein günstiges Omen betrachtet, wie August

alsbald mit halb ernst gemeinter Feierlichkeit aussprach.

„Italien!“ rief er, „so reich an Schätzen der alten und neuen Kunst!“

„Und an Naturschönheiten!“ setzte Franz hinzu.

„Der Garten Europa's!“

„Das feenhafteste Land der Hesperiden!“

„So oft das Ziel unserer Kaiser!“

„Unserer Maler und Dichter!“

„Die Alpen!“

„Das leuchtende Mittelmeer!“

„Das ewige Rom!“

„Venedig, die Wunderstadt!“

Während sie sich so immer mehr begeisterten, kam wie gerufen Wilhelm herzu, an dessen Einwilligung sie übrigens durchaus nicht zweifelten. Denn der Kleine, wie sie ihn väterlich nannten, fügte sich in allen billigen Stücken gutmüthig den entschlossenen Freunden.



„Peterchen!“ riefen sie ihm mit seinem Spitznamen entgegen, „es ist entschieden, wir gehen im Herbst nach Italien!“

Sie berichteten eifertig, wie und wodurch sie gleichzeitig auf denselben Plan gekommen, und wiederum quollen sie über von Lobpreisungen des herrlichen Landes, während sie ihren Freund zwischen sich auf das alte Sopha niederzogen. „Ein schöner Gedanke!“ sprach er, als er endlich zu Worte kam, „aber, woher das Geld nehmen?“

„Kleinmüthiger!“ schalt August, „wie lautet dein englisches Sprüchlein?“ „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!“

„Richtig. Und da du von den Engländern sprichst: wir müssen es machen, wie zuweilen ihr Haus der Gemeinen. Wenn eine kostspielige Unternehmung im Werk ist, so constituirt sich das Unterhaus als Comité und beräth über ways and means, über Mittel und Wege.“

„Das wollen wir auch thun, und die erste Sitzung sofort halten. Ich geb' einen starken Thee dazu.“

„Ein Getränk, welches anregt, ohne zu beiräuschen.“

„Aus eigener Kraft!“ rief Franz lebhaft. „Wir haben noch Zeit vor uns, wir müssen sparen, wir müssen unser Reisegeld zusammenscharren.“

„Jawohl,“ sagte August, „denn meine Mutter hat es nicht.“

„Und mein Herr Vater giebt mir's nicht,“ sprach Peterchen.

„Und den meinen bitt' ich nicht,“ schloß Franz.

Der Thee kam und durch ihn gestärkt, wurden sie gleich in der ersten Sitzung über viele Ersparnisse einig. „Was kostet deine Bude?“ fragte Franz seinen Freund.

„Drei Thaler monatlich.“

„Sie ist freilich darnach,“ — sich umschauend — „Doch einerlei! Wozu brauch' ich zwei Zimmer zu acht Thalern? Nach Ostern zieh' ich aus — das sind fünf Thaler monatlich Gewinn!“

„Und fünf von mir macht zehn!“ sprach Wilhelm, „auch ich such' mir eine billige.“

„Bier und Wein sind eigentlich ganz überflüssig,“ sprach August würdevoll.

„Von morgen ab trinken wir keinen Tropfen mehr!“

„Solltet ihr das Gelübde halten können?“ sagte Wilhelm, der selbst immer sehr mäßig war, zweifelnd.

„Warum nicht, Peterchen? Meinst du, nur Leute mit schwachem Magen könnten darauf ver-

zichten? Das ist ein kleines Verdienst. Aber einen guten Trunk vertragen, und gern trinken, und das Geld dazu in der Tasche haben, und doch entsagen um höherer Zwecke willen, das ist die wahre Höhe, die gottgefällige Abtödtung des Fleisches, die rechte Askese!“ predigte August der Weise.

„Soll mich freuen,“ versetzte Wilhelm, „der Artikel schlägt bei euch gehörig in's Geld. Ich schließe mich also für meine Person dem geehrten Herrn Vorredner an.“

„Tabak und Cigarren —“ begann Franz zögernd.

„— und Kaffee,“ setzte Wilhelm lächelnd hinzu, auf August blickend, der diese Genüsse liebte, wie nur je ein auf seinem Teppich hodender Orientale.

„Ebenfalls Ueberfluß und von morgen ab verpönt!“ entschied August. „Was siehst du mich so lächelnd an, Peterchen?“

„Ich bewundere deinen Muth. Aber wenn ihr wirklich solchen Ernst zeigt, so zweifle ich nicht, daß wir unser Ziel erreichen. Laß mich einmal rechnen, ich bin ja doch der Mathematiker. Wir haben vor uns noch etwa vier Monate, oder hundert und zwanzig Tage. Wir frühstücken künftig sibel bei Wasser und Brod, macht etwa sechs Pfennige; wir bezahlten bisher für Kaffee und Zubehör vier Groschen, Unterschied drei ein halb, mal drei, macht zehn und ein halben, sagen wir rundweg zehn Silbergrotschen oder ein drittel Thaler, also in hundertundzwanzig Tagen —“

„Stell' die Rechnung zu Hause auf,“ unterbrach ihn August, „und rechne nicht zu scharf, du mußt auch die Ferien in Anschlag bringen. Heute würde es uns zu weit führen. Aber noch eins. Mein alter Grundsatz lautet: Keine abrupten Uebergänge!“ Wilhelm lächelte wieder.

„Ich will zwar,“ fuhr der Weise stirnrunzelnd fort, „diesmal eine Ausnahme machen und sogleich morgen mit der Askese beginnen —“

„Ist ja schon abgeredet!“

„Aber ebenso sicher weiß ich auch und sage es euch vorher, daß bei der strengsten Ausführung unserer Vorsätze hin und wieder eine Ausnahme stattfinden wird.“

Jetzt lachte Wilhelm hellauf.

„Lache nicht, Peterchen, wenn Leute sprechen, die älter und weiser sind als du. Der Durst kann den Besten übermannen. Die Feiertage sollen gehalten werden. Ich schlage vor, wir gestatten uns Sonntags einen mäßigen Trunk.“

„Und wenn uns irgend wo ein Glas Wein angeboten oder vorgeseht wird,“ meinte Franz, „wo wir's gern annehmen —“

„Eine Tasse Kaffee, eine Cigarre,“ fuhr August ernsthaft fort.

„Einverstanden!“ fiel Wilhelm lebhaft ein. „Ich fasse die Regel mathematisch so: jeder Genuß, der unsere Kasse nicht schädigt und unsere Empfindlichkeit nicht drückt, ist erlaubt.“

„Morgen versammeln wir uns wieder,“ schloß August, „denkt inzwischen über neue Ersparnisse nach.“

Sie thaten's, und mit Erfolg. Bisher hatten sie recht anständig für sieben Groschen zu Mittag gegessen — es war noch vor unsern theuern Jahren — fortan nahmen sie mit einer Portion von drei bis vier Groschen vorlieb. Und an manchem Tage war dies das einzige warme Essen.

Abends genügte ihnen ein Butterbrod mit Schinken oder Wurst. Noch auf ein anderes sinnreiches Mittel, ihr eigenes Geld zu schonen, versielen sie, vom Hunger, dem Vater so vieler Erfindungen, getrieben. Fast jede Woche unternahmen sie einen Raubzug nach dem nahen Kessenich. Dort besaß, wie schon erwähnt, der Notar ein kleines Landgut. Eine betagte Haushälterin mit Knecht und Magd bewirthschaftete dasselbe, während die Familie sich nur zeitweilig im

Sommer und bei der Weinlese daselbst aufhielt. Kamen nun die jungen Herren an, so ward ihnen gebührend aufgetischt, Butter und Brot, Käse und Milch, Eier und Rauchfleisch und dickbäuchige Flaschen voll köstlichen Weins. Sei, wie das schmeckte, nach der langen Entbehrung! Eine Karavane kann sich

nicht freudiger auf einer Dase haben nach heißer Wüstenfahrt, als die wackern Gesellen in dem gastlichen Hause. Freilich, sich für mehrere Tage satt zu essen und zu trinken, wie ein Kameel, vermochten sie nicht; aber was möglich war, das geschah. Sie machten allezeit rein Vord. Konnten sie beim besten Willen nichts mehr genießen, so ward alles noch vorhandene Ef- und Trinkbare eingepackt und einge-



sackt und wanderte mit nach Bonn, um die magere Küche zu verbessern. Die Haushälterin schüttelte verwundert den Kopf und meldete es nach dem zweiten Besuche ihrer Herrin. Aber die gute Frau Schröder lachte mit dem ganzen runden Gesicht. „Gott segne es den lieben Burschen, wenn's ihnen nur schmeckt.“ Auch der Notar drückte ein Auge zu, obgleich er den Grund dieser Beutezüge noch nicht kannte; er sorgte nur, daß sein bester Jahrgang geschont wurde. (Schluß im nächsten Heft.)

## Beschauliches von Julius Lohmeyer.

### Das Erdenparadies.

(Nach Bérne.)

So reiche Liebe hat dir Gott gegeben,  
 Eh' du sie fühltest, eh' du sie verstandst,  
 So reiche Liebe, wie du durch ein Leben  
 Dir nicht erringen, nicht verdienen kannst.

Das Eden ging der Menschheit nie verloren,  
 Es blüht uns noch auf treuem Mutterschooß;

Noch Jeder wird im Paradies geboren,  
 Und Jeder reißt sich selbst erst aus ihm los.

Nun mußt du lieben, um geliebt zu werden,  
 Der harte Ernst des Lebens schenkt dir nichts,  
 Und jedes Glück und jede Günst auf Erden  
 Erwirbst du nun im Schweiß des Angesichts.

## Von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens in Preußen.

Von

Fedor von Köppen.

Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.

### II.

#### Die Ritter der Marienburg.

**U**nter den Ordensburgen im Preußenlande war keine stattlicher und schöner als diejenige, welche der Landmeister Konrad von Thierberg im Jahre 1274 auf einem Hügel am rechten Ufer der Rogat\*) erbaut und zu Ehren der Mutter Gottes Marienburg genannt hatte. Von ihren hohen

Im Westen und Nordwesten rauschte die Rogat nahe den äußersten Wehrmauern der Burg vorüber. Jenseits dieses Flusses breiteten sich üppige Auen bis zur Weichsel; aber weiter noch reichte der Blick über den gelben Strom bis nach Pommern hinein. Im Norden folgte das Auge dem Laufe der Rogat bis an das frische Haff; denn auch dieses war von dem hochragenden Thurme des Hauses aus sichtbar. Während der Fluß die Nord- und Westseite schützte,



Zinnen aus über sah das Auge weithin die fruchtbare Niederung mit ihren Dörfern. Zur Kriegszeit vermochte der aufmerksame Wächter den Feind — er mochte von Morgen oder Abend heranstürmen — schon aus meilenweiter Ferne zu erspähen.

\*) Rogat heißt der östliche Arm, welcher sich von dem Hauptstrome, der Weichsel, abzweigt und in nordöstlicher Richtung dem Frischen Haff zufließt, während der westliche Arm den Namen „Weichsel“ behält und unterhalb Danzig in die Ostsee mündet.

Deutsche Jugend. XI.

wahrte im Nordosten eine sogenannte „Vorbürg“, welche die Wirthschaftsgebäude, Stallungen und Borrathsräume umschloß, den Zugang zur eigentlichen „Hochburg“, mit der auch die Kirche durch eine reich verzierte, gewölbte Halle in Verbindung stand. Im Südwesten war die betriebsame Stadt angebaut, gleichfalls mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben.

Als die Macht des Ordens sich immer weiter ausbreitete, im Osten sich bis an die Sümpfe und

Wälder Litthauens, im Westen über Theile von Pommerellen erstreckte, empfanden die Hochmeister die Nothwendigkeit, selbst dem Kerne der Ordensmacht näher zu wohnen. Der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen verlegte deshalb im Jahre 1309 den Hauptsitz des Ordens von Venedig nach Preußen, und zwar nach der Marienburg.

Nun ward das Ordenshaus noch prächtiger ausgebaut. Die bisherige Vorburg ließ der Meister abbrechen und auf den alten Grundmauern ein fürstliches Schloß, die Hofburg der Hochmeister erbauen. Eine neue Vorburg ward weiter nach Nordosten vorgerückt. So erhoben sich nun drei Burgen nebeneinander, die Vorburg, die mittlere oder die Hofburg des Hochmeisters, und die eigentliche Hochburg. Ernst und würdig in allen seinen Theilen, entsprach der Bau der dreifachen Bestimmung des Ordenshauses als Ritterburg, als fürstliches Schloß und als Gotteshaus.

Schon aus der Ferne gewährte die Marienburg einen prachtvollen Anblick. Ein doppelter Mauernfranz mit zackiger Wehrbrüstung umgab den ganzen Burgraum. An allen Ecken und Vorsprüngen erhoben sich kleine Wachtthürme; zwei mächtige Spitzthürme bewachten den Eingang an der nördlichen Seite hinter der Rogatbrücke. Ueber den Zinnen der Außenmauern stiegen die rothen Wände der Hauptgebäude hoch empor; in schlanken Spitzbögen reihete sich Fenster an Fenster. Die mittlere Burg bestand aus vier Stockwerken; die großen Säle oder Remter mit ihren hohen Bogensfenstern gingen jedoch durch zwei Stockwerke hindurch. Den ganzen Bau überragte der mächtige Thurm der Marienkirche.

Wer von Osten her der Marienburg nahte, der sah schon von Weitem das in einer gewölbten Nische des Gotteshauses erhöhte mächtige Bild der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme und dem friedlichen Lilienzepter in der Rechten, wie es wunderbar weit über das Land erglänzte. Wenn die Ritter von der Marienburg zum Kampfe wider die Heiden auszogen, dann wandten sie ihre Blicke noch einmal nach dem verehrten Bilde zurück und gelobten voll christlicher Begeisterung, das Schwert zur Ehre Gottes zu führen, und wenn sie heimkehrend das leuchtende Bild aus der Ferne wieder erblickten, dann zogen Demuth und Frieden in ihre Herzen.

Ein reiches, wechselvolles Leben entfaltete sich in den prächtigen Räumen des Ordenshauses. In dem „großen Remter“, dem gewölbten Saale der mittleren Burg, versammelte der Hochmeister, so oft es ihm nöthig dünkte, die hohen Gebietiger des

Ordens\*), um mit ihnen Rath zu pflegen über Krieg und Frieden mit den Nachbarländern, — Litthauen, Polen und Pommern, — sowie über die Beziehungen des Ordens zum Kaiser und Papste; hier empfing er Botschaften von fremden Fürsten und hier bewirthete er edle Kriegsgäste, die aus den Ländern des Westens und Südens eintrafen, um am Kampfe wider die Heiden Theil zu nehmen und den ehrenreichen Ritterschlag zu verdienen. Ein anderer Saal, der sogenannte „Conventsremter“ in der Hochburg, vereinigte die Ordensbrüder zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten oder geselligen Zusammentünften. Hier pflogen sie ernste und heitere Gespräche, erzählten sich von den erlebten Abenteuern und ergöhten sich mit Schach- oder Dambretspiel. Wenn aber die Glocke rief, dann schlugen sie sich alle weltlichen Gedanken aus dem Sinne und begaben sich zu Gebet und Andacht nach dem Gotteshause. Denn die Lebensweise der Ordensbrüder war vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne nach strengen Vorschriften geregelt, der größte Theil der Zeit mit Andachten und Waffenübungen ausgefüllt, wie es der ernste Beruf des Ritters, Gott zu dienen und die Ungläubigen zu bekämpfen, mit sich brachte. Jeder, der in den Orden eintrat — sei es als Ritter- oder Priesterbruder, — hatte ja zuvor das dreifache Gelübde abgelegt, einen reinen und unsträflichen Wandel zu führen, dem Hochmeister und den Gesetzen des Ordens in allen Stücken Gehorsam zu leisten und allem irdischen Eigenthum zu entsagen. Hab' und Gut gehörten nicht dem Einzelnen, sondern der Genossenschaft an. Die kleinen Fenster, welche von der Hochburg nach der Rogatseite und nach dem Burghofe hinausschauten, gehörten zu den einfachen Zellen der Ordensbrüder, die im Winter nicht einmal durch ein Feuer erwärmt werden konnten. Das Nachtlager in dem gemeinschaftlichen Schlaßsaal bestand allein aus einem Strohsack und Kissen mit einer einfachen Decke.

\*) Zu den Gebietigern des Ordens gehörte zunächst der Groß-Comthur, d. i. der Oberste des Ordenshauses zu Marienburg, welcher zugleich Stellvertreter des Hochmeisters war; ferner die beiden Landmeister in Deutschland (auch Deutschmeister genannt) und in Livland, welche den zahlreichen Besitzungen des Ordens in diesen Ländern vorstanden; ferner die hohen Beamten des Ordens, nämlich der Ordensmarschall oder Ordensfeldherr, der Oberst-Spittler, welcher die oberste Aufsicht über alle Spitäler führte, der Oberst-Trappier, welcher die Kleidung und Ausrüstung unter sich hatte, und der Oberst-Treßler oder Ordens-Schatzmeister; endlich auch die Comthure der sämmtlichen Ordensburgen.

Unter diesen Regeln hat die Genossenschaft des Deutschen Ordens Völker bezwungen und Länder erobert, und ihr Ansehen unter Fürsten und Völkern erhöht. Die glänzendste Zeit des Ordens aber sah die Marienburg unter der Verwaltung des Hochmeisters Winrich von Kniprode, welche drei Jahrzehnte, von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an ge-

herren vereinigten ihre Stimmen auf Winrich von Kniprode. Die Glocken der Hauptkirche wurden geläutet und von einem Ordenshause zum anderen riefen die Glocken in's Land, daß die Wahl des Hochmeisters vollzogen sei.

Mit glänzenden Festlichkeiten beging Winrich den Antritt seines Amtes. Im großen Kemter



rechnet, füllte (1351—1382).

Stürmischer als sonst ging es bei der Wahl dieses Meisters zu. Lange schwankten die Gebietiger, wen sie für den Würdigsten erachten sollten, und schon drohte Zwietracht unter ihnen. Da — so erzählt die Sage — vernahm man aus der Tiefe der Kirche den Geisteruf: „Winrico, Winrico! Ordo vacillat!“ (Winrich, Winrich! der Orden wankt!). Dies gab die Entscheidung und die Ordens-

vereinigte die Ritter ein frohes Gelage. Dabei ergöhte ein Liedsprecher aus Nürnberg die Gesellschaft durch seine Gefänge und ärtete vielen Dank. Am Abend spielten fahrende Spielleute vom Rhein zum Tanze auf und der Hochmeister selbst eröffnete mit einer Bürgerstochter aus Marienburg den Reihen. Am dritten Tage kamen Ehrenboten aus den Städten mit Geschenken für den Hochmeister. Das reiche Danzig sandte sechs goldene Schüsseln, Elbing ein

kunstvoll gearbeitetes Hüfthorn; Kulm, die alte Landesstadt, brachte in einem silbernen Kästchen einen Splitter von der Arche Noah's dar; die Bürger von Marienburg verehrten dem Meister eine mit Gold ausgelegte Stahlrüstung und die Jungfrauen der Stadt ein prachtvoll gesticktes Wamms. Drei Tage waren die Geschenke zur Schau gestellt und sechs Ritter hielten dabei Wache.

Den Mittelpunkt der Festlichkeiten bildete ein von dem Meister selbst veranstaltetes Bogelschießen, — das erste in Preußen. Inmitten eines freien Platzes war die hohe Stange errichtet, auf deren Spitze der hölzerne Vogel saß. Ringsumher standen die Schützen mit ihren Armbrüsten und zielten der Reihe nach. Wer ein merkliches Stück — als Kopf, Schwanz oder Flügel — abschoss, erhielt ein Ehrengeschenk. Den ersten Preis gewann der Meister selbst; denn er schoß den Vogel von der Stange.

Acht Tage vergingen unter solchen Freuden; dann kehrten die Gäste heim und erzählten zu Hause viel von dem herrlichen Leben auf der Marienburg unter den bekreuzten Rittern. Die Sitte des Bogelschießens verpflanzten die Bürger in ihre Städte und übten sie seitdem fleißig, um im Falle der Noth ihre Mauern mit der Armbrust wider die Feinde zu schützen.

Dem heiteren Spiele folgte der Ernst des Lebens. Noch dauerten die Kämpfe mit den heidnischen Litthauern fort und füllten mit geringer Unterbrechung die ganze Regierungszeit des Meisters Winrich von Kniprode. Bald überzogen die Litthauer die fruchtbaren Grenzgaue mit Brand und Verheerung, bald führte der Hochmeister das Ordensheer tief in die Wüstungen Litthauens hinein. Wenn Sumpf und See unter der Eisrinde starren und tiefer Schnee sein Leichentuch über die einförmige Landschaft breitete, dann zogen Ordensschaaren durch dichten Urwald über Bruch, Moor und grundlose Tiefen in das feindliche Land. Zuweilen wankte und krachte die Eisdecke unter den Füßen des Heeres. Trat aber Thauwetter ein, so rettete nur schleunigste Umkehr vor dem Versinken und Verderben in Sumpf und Morast. Einer der blutigsten Kampfstage war der Tag von Rudau (17. Febr. 1370), an welchem der Orden zwar hohen Siegesruhm ärntete, aber eine große Anzahl von Comthuren und Rittern, darunter den tapferen Marschall Henning Schindenkopf, genannt „der Ueberwinder der Heiden“, auf dem Wahlfelde lassen mußte.

Die Kunde von den ruhmvollen Kriegsthaten der Ordensritter wider die Litthauer erfüllte die Welt. Da kamen Fürsten und Edle von nah und

fern mit großem Gefolge nach der Marienburg, um sich den Kriegszügen anzuschließen. Ein solcher hochberühmter Kriegsgast war Herzog Albrecht III. von Oesterreich, welcher (im Jahre 1377) mit einem ausgezeichneten Streitheere in Preußen eintraf und nach der Ehre geizte, im Heidenlande den Ritterschlag zu erhalten. Vor dem Aufbruche gab der Meister nach altem Brauche das Hochmahl am „Ehrentische“ des Ordens. Laut riefen die Herolde die Namen der edlen Gäste auf, denen solche Ehre zu Theil ward, — dem Herkommen gemäß etwa zehn bis zwölf. Den obersten Ehrensitz erhielt derjenige Gast, welchem an Ruhm und ritterlicher Tugend kein anderer gleichkam; die übrigen folgten der Reihe nach. Kostbares Tischgeräth bedeckte die Tafel. Alle Trinkbecher waren von Gold und Silber und ihre Zahl so groß, daß der Gast jeden Becher, den er geleert hatte, als Eigenthum mitnehmen durfte. Da gewann Mancher durch tapferes Trinken viele goldene und silberne Becher. Auch andere Ehrengaben wurden reichlich gespendet. Vor jedem neuen Gange der Mahlzeit wurde mit Posaunen und Pfeifen Tusch geblasen. Es war Ueberfluß an Gebacknem und Gebratenem und an edlem Getränke. Musik, Liedsprecher und Jubelgesang würzten die Freuden des Gastmahls, das wohl fünf bis sechs Stunden dauerte. Es hieß in Deutschland und anderen Reichen eine ausgezeichnete Ehre, an des Ordens Ehrentische einmal Gast gewesen zu sein.

Nachdem die Vorräthe für die Kriegsfahrt gesammelt waren, brach das Heer nach der Litthauischen Grenze auf. Viele Banner flatterten in den Lüften. Bei der Hauptschaar war die Ordensfahne, das schwarze Kreuz auf weißem Tuche, und das reich verzierte Banner des Hochmeisters. Die fremden Kriegsgäste zogen unter den Bannern ihrer Landschaften und die Ordensritter unter ihren Burgfahnen. Die kein besonderes Banner hatten, folgten der Fahne des heiligen Georg, des Schutzpatrons der Ritter, und der Marienfahne.

Jenseits der Memel, die sie zu Schiffe übersehten, begannen die Mühseligkeiten des Zuges. Mehr denn tausend Arbeiter mit Aexten gingen dem Heere voraus, um den Weg durch die Waldwildniß zu bahnen. Oft sanken die Rosse bis an den Bauch in den Sumpf, oft wieder mußte man mühsam über die vom Sturme umgestürzten Baumstämme hinwegklettern. Die Nachtruhe ward durch das Geheul der Wölfe und das Krächzen der Raubvögel unterbrochen.

Wenn die Heiden bei Tage den Anzug des Heeres gewahrten, flohen sie in die Wälder und

fahen im Fliehen ihre Dörfer in Flammen aufgehen. In der Nacht brachen sie rächend hervor und überfielen mit wildem Geschrei das Heerlager.

So zog das Ordensheer mehrere Tagereisen weit und verbreitete Schrecken in Litthauen. Nach dem ersten Kampfe mit den Litthauern erhielt Herzog Albrecht durch den angesehensten Ritter des Heerzuges den Ritterschlag. Darauf schlug der Fürst selbst viele Edle zu Rittern, wobei er die herkömmlichen Worte sprach: „Besser Ritter denn Knecht!“

In Litthauen überraschte das Heer ein furchtbarer Sturm mit Hagel- und Regenschauern und nöthigte zu schneller Umkehr. War schon der Anzug beschwerlich gewesen, so gab es auf dem Rückwege noch größere Schwierigkeiten zu überwinden; denn das Unwetter hatte die Bäche und Brüche in Ströme und Seen verwandelt. Unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren erreichte das Heer wieder den Memelfuß.

Ob nun auch die augenscheinlichen Erfolge solcher Kriegszüge gering waren, so vermehrten sie doch unter dem Heidenvolke die Scheu vor dem Ordensschwerte und verschafften dem Ordenslande Ruhe vor seinen Einfällen.

Wie sehr auch diese Kämpfe die Thatkraft des Hochmeisters in Anspruch nahmen, so versäumte dieser doch nicht, auch auf friedlichem Wege für die Wohlfahrt des Landes zu sorgen. Durch weise Vorschriften förderte er den Landbau und brachte es dahin, daß trotz der Kriegszeiten der thätige Bauer sich eines Wohlstandes freute, wie er früher noch nicht erlebt worden. Der Weinbau war so ergiebig, daß in den Kellern der Marienburg für viele Jahre Vorrath gehäuft wurde, und die Gäste aus dem Süden und Westen konnten nicht genug Lobes sagen von dem trefflichen Landwein, der an des Hochmeisters Tafel kredenzt ward.

Der besonderen Gunst des Hochmeisters erfreuten sich die wachsenden Städte, welche zu seiner Zeit Handelsverbindungen mit entfernten Marktplätzen des Auslandes anknüpften. Viele von ihnen, wie Thorn, Kulm, Danzig, Elbing, Königsberg, Braunsberg u. a., wurden Mitglieder des mächtigen Bundes der Hansa, und in ihren Mauern erwuchs ein freier, wehrtüchtiger Bürgerstand.

Winrich von Kniprode starb am Johannis- tage 1382. Niemals wurden um den Tod eines Hochmeisters so viele und so gerechte Thränen geweint; mit ihm ging die glorreichste Zeit des Deutschen Ordens zu Grabe.

III.

Die Schlacht bei Tannenberg.



**B**ei aller Macht und allem Ansehen fehlte der Herrschaft des Deutschen Ordens in Preußen doch eine Bedingung der Dauerhaftigkeit. Der deutsche Ritter hatte kein Haus, keine Heimath, keine Familie. Seine Heimath war die Ordensburg, sein Leben eine fortlaufende Reihe von Kämpfen. Er kannte nicht den friedlichen Platz am selbstgegründeten Herde, von dem aus der Hausvater noch am späten Lebensabend fröhlichen Herzens auf die Schaar der Kinder herabblinzt, hoffend, daß sie in seinem Geiste fortwirken und das, was er gewollt und erstrebt hat, zum Ziele hinausführen werden. Er hatte ja allen Freuden des eigenen Herdes in seinem Ordensgelübde entsagt, und selbst der Hochmeister wohnte einsam auf dem fürstlichen Schlosse und konnte Macht und Würde nicht auf einen geliebten Sohn vererben. Nur durch Zuwachs von außen, durch Aufnahme neuer Mitglieder vermochte der Orden seine Lebenskraft zu ergänzen, nicht aber von innen heraus neue Triebe anzusetzen. So blieb seine Herrschaft dem Lande eine fremde; der Eingeborene sah in ihm immer noch den alten Feind und der Eingewanderte nur den Herrscher. Mit Unmuth empfand es der Bürger, wie der Ritter voll Geringschätzung auf ihn herabsah, weil der Bürgerstand sich durch friedliche Arbeit zu gleichem Wohlstand emporgeschwungen hatte, wie der Orden durch die Verdienste des Schwertes, und die wohlhabenden Weichselstädte

glaubten im Anschluß an die Hanfa ihre Rechte und ihren Handel besser geschützt als durch den Orden. Die Adligen, welche sich im Lande Güter erworben hatten, sahen mit Neid zu den Rittern auf den Burgen empor, deren Oberhoheit sie anerkennen mußten. Viele von ihnen schlossen unter einander zur selbständigen Wahrung ihrer Rechte einen Bund, welcher der Eidechsenbund genannt wurde nach dem Bilde des Thieres, das sie als gemeinsames Erkennungszeichen führten.

Auch innerhalb des Ordens änderte sich mit der Zeit so Manches und nicht zum Besseren. Statt der einfachen, strengen Zucht, welche die Ordensregel, forderte, zogen Wohlleben und Verschwendung in die Ordenshäuser ein; die Frömmigkeit und Demuth wohnten nicht mehr unter jedem Ordenskleide, und das Wort des Meisters fand nicht immer Gehorsam. So lange die Ritter mit tapferem Schwerte wider die Heiden kämpften, traten die inneren Gebrechen weniger grell zu Tage; jedoch erregten schon die Kriegszüge nach Litthauen, welche großen Aufwand von Mitteln erforderten und nicht immer von sichtbaren Erfolgen begleitet waren, einige Verstimmung im Lande, und Viele meinten, daß die Ritter dabei mehr ihren weltlichen Ruhm als Gottes Ehre vor Augen hätten.

Zu den Litthauern gesellte sich ein schlimmerer Feind des Ordens. Lange schon trachteten die Könige von Polen danach, die Herrschaft über die reichen Handelsstädte und fruchtbaren Auen am unteren Weichselstrom zu erlangen und ihr Reich bis an die Ostsee auszudehnen. Sie suchten die Macht des Ordens zu schädigen, wo sie nur immer vermochten, und die Weichselstädte durch allerlei Vorspiegelungen zum Abfall zu reizen; ja, sie unterstützten insgeheim die heidnischen Litthauer in ihrem Widerstande gegen den Orden.

Nun geschah es wenige Jahre nach dem Tode des Hochmeisters Winrich von Kniprode, daß der Großfürst Jagiello von Litthauen sich um die Hand der Tochter des Königs Ludwig des Großen von Polen und Ungarn, Namens Hedwig, bewarb. Unter der Maske der Liebe zur schönen Königstochter verbarg der schlaue Fürst sein ehrgeiziges Begehren nach der polnischen Krone; denn da König Ludwig keine Söhne besaß, so hatte er bestimmt, daß seine Tochter Hedwig ihrem künftigen Gemahl Land und Krone von Polen als Mitgift zuführen sollte. Um dieses Preises willen entsagte Jagiello dem heidnischen Glauben seiner Vorfahren, ging zum Christenthum über und nöthigte seine litthauischen Unterthanen, das Gleiche zu thun (1386).

Seitdem hatten die Kriegszüge des Ordens zur Befehung der Litthauer ihren Zweck verloren und die großen Zuzüge aus den Nachbarländern hörten auf. König Jagiello aber oder Wladislaus, wie er sich nach der Taufe als König von Polen nannte (wir wollen hier seinen heidnischen Namen beibehalten, weil wir an seine aufrichtige Befehung nicht glauben), dachte jetzt als Christ am Orden zu rächen, was dieser ihm und seinem heidnischen Stammvolke in früheren Zeiten Uebles zugefügt.

Um seine Pläne desto sicherer durchzuführen, heuchelte Jagiello die friedfertigsten Gesinnungen; insgeheim aber verband er sich mit seinem Vetter Witold, dem er die Regierung Litthauens unter seiner Oberhoheit übertragen hatte, um den Orden zu bekriegen und seine Herrschaft zu stürzen.

Oftmals schon drohte die Feindschaft offen auszubrechen, und nur die friedliche Gesinnung der Hochmeister, die auf Winrich von Kniprode folgten, hielt den Kriegsbrand noch für einige Zeit danieder. Da wählte der Orden im Jahre 1407 mit Herrn Ulrich von Jungingen einen jungen, kriegsfreudigen Ritter zum Hochmeister, welcher männlich entschlossen war, dem unabwendbaren Sturme die Stirne zu bieten. Ulrich durchschaute die arglistigen Pläne der feindlichen Nachbarn und rüstete sich eifrig, um ihnen zu begegnen. In der neuen Stückgießerei zu Marienburg wurde eine große Anzahl von Felschlangen und Stücken gegossen, darunter etliche von solcher Gestalt und Größe, wie man sie bisher weder in Deutschland noch in Polen oder Ungarn gesehen hatte. Mit diesen wurden die Ordensburgen bewehrt. Der Meister selbst bereiste die Grenzburgen und prüfte ihre Festigkeit; denn er zweifelte nicht, daß der Orden einem gewaltigeren Kampfe als jemals entgegenginge.

Mit jedem Tage zog das Kriegsgewitter näher herauf. In dem Lande Samaiten (Samogitien), welches der Orden in früheren Kämpfen den Litthauern abgenommen hatte, brach bereits der Aufstand, vom Fürsten Witold geschürt, in hellen Flammen aus. Witold ließ durch seine Boten laut verkünden, sobald das Getreide gereift, werde er an der Spitze der Samaiten gen Königsberg ziehen und die Deutschen mit Feuer und Schwert so weit treiben, daß sie sich selbst im Meer eräufen sollten. Auf der anderen Seite, an der Südgrenze des Ordenslandes, sammelte König Jagiello ein ungeheures Kriegsheer von Polen, Litthauern, Russen und Tataren.

Da sandte der Hochmeister Eilboten an alle Comthure, daß sie die Bewachung der Burgen et-

lichen Kriegsleuten überlassen und mit ihren Rittern und Knapen zum Ordensheere stoßen sollten. Er selbst brach von der Marienburg auf und bezog mit dem gesammten Heere ein Lager an dem Flusse, welcher die Drewenz heißt und in seinem unteren Laufe die Grenze zwischen dem Deutschen Ordenslande und Polen bildete. Auch Soldtruppen aus Deutschland verstärkten die Streitmacht des Ordens, und alles Geschütz aus der Marienburg ward in das Lager geführt (1410).

Unterdessen waren die vereinigten Polen und Litthauer unter Jagiello und Witold bereits in das östliche Ordensgebiet eingebrochen, verwüsteten und plünderten die Grenzstädte und verübten an den Bewohnern alle Gräuelt und Frevel, die man sonst nur von den Heiden gehört. Als die Kunde davon in das Lager des Ordensheeres kam, verlangte dieses mit Ungestüm, an den Feind geführt zu werden. Der Hochmeister hob das Lager auf und zog den Feinden entgegen.

Unweit des Dorfes Tannenberg — zwischen Osterode und Reidenburg — lagerten in der Nacht vom 14. zum 15. Juli (1410) beide Heere einander gegenüber.

Eine furchtbare Nacht ging dem unheilvollen Tage voran. In den Lüften erhob sich ein Säusen und Brausen, die Wälder rauschten, uralte Eichen stürzten entwurzelt zu Boden. Das grelle Licht der ringsum zuckenden Blitze wechselte mit dem graufigen Dunkel der Nacht; unaufhörlich strömte der Regen herab. Die Lagerzelte wurden vom Sturme hoch emporgehoben und weit über die Halde fortgeführt, so daß Niemand im Lager der Ruhe sich freute.

Auch am Morgen tobte der Sturm noch fort; er rauschte und klatschte in den Heerbannern und wühlte in den Wolken, die zu Häupten des Heeres dahinzogen wie zerrissene Fahnen. Unter Sturm und Wetter ordnete der Hochmeister seine Heerschaaren zur Schlacht. Der linke Flügel stand bei dem Dorfe Tannenberg, der rechte an Wald und Bruchland gelehnt, das ganze Heer in drei Treffen hintereinander.

Im feindlichen Lager war Alles noch still. Die Polen lagen versteckt in Wäldern und Büschen; ihr König weilte in seinem Kriegszelte hinter dem Heere. Boten kamen und meldeten ihm die drohende Aufstellung des Ordensheeres; Witold, Fürst der Litthauer, trat in sein Zelt und forderte ihn auf, das Heer zur Schlacht zu ordnen und den Kampf zu beginnen, — vergebens! aller Muth schien in der entscheidenden Stunde den König verlassen zu haben. Da nahen zwei Herolde des Ordens und boten

ihm zwei blanke Schwerter dar. „Dieses lassen euch der Meister und die Ritter des Ordens anbieten“, sprachen sie; „das eine Schwert ist für dich, den König, das andere für dich, Fürst Witold, auf daß ihr den Kampfplatz wählet und nicht zaudert! Wozu versteckt ihr euch in die Wälder und verbergt euch, um dem Kampfe zu entfliehen, den ihr gesucht habt und nicht mehr vermeiden werdet! Auf und säumet nicht länger!“ —

Da ermannte sich der König und sprach: „In Gottes Namen empfangen wir die Schwerter und werden die Schlacht da annehmen, wo ihr sie uns bietet!“ —

Als bald ordnete sich das feindliche Heer in drei Schlachtreihen. Auf dem rechten Flügel gegenüber Tannenberg stand Fürst Witold mit seinen Litthauern, Russen und Tataren, die äußerste Rechte an die sumpfigen Ufer eines kleinen Flusses, der Maranse, gelehnt; auf dem linken Flügel scharten sich die polnischen Kriegsvölker. Der König, allein um seine eigene Sicherheit besorgt, überließ die Führung der Polen völlig seinem Feldherrn Zindram, dem Schwertträger von Krakau. Dieser war ein kleiner Kriegsmann von häßlichem Aussehen, aber ein muthiger Geist wohnte in dem mißgestalteten Körper. Das vereinigte Heer der Litthauer und Polen war mehr denn doppelt so stark als das Ordensheer.

Mittag war herangekommen; der Sturm hatte sich gelegt und die Sonne sandte von hellem Himmel heiße Strahlen auf die gepanzerten Ritter herab.

Den Kampf begann Fürst Witold. Unter gewaltigem Kriegsgeschrei stürmten die litthauischen Schlachthäufen gegen die Ordensschaaren des linken Flügels. Diese aber wollten nicht stehenden Fußes den Angriff erwarten und warfen sich ihnen entgegen. Waffengeklänge und Kriegsgeschrei erfüllten die Luft; unter dem Donner der Stücke dröhnte der Boden. Hin und her wälzten sich die Wogen der Streiter. Endlich begann die Streitmacht der Litthauer zu wanken; ihre erste Schlachtreihe ward durchbrochen, die zweite zurückgeworfen. Immer weiter griff die Verwirrung unter ihnen um sich. Viele erlagen kämpfend den Schwertern der stürmisch nachdringenden Ordensritter; Andere flohen in die Sümpfe der Maranse. Mit einem kleinen Theile suchte Fürst Witold das Schlachtfeld bis zur Ankunft von Hülfstruppen zu behaupten.

Auch auf dem andern Flügel, wo die Hauptmacht der Polen unter Zindram focht, begünstigte das Glück die Waffen des Ordens. Bei jedem neuen Angriff der Ritter wichen die Polen weiter zurück. Schon war das große polnische Reichspanier in der

Schlacht nicht mehr zu erblicken, schon ertönte auf der ganzen Linie des Ordensheeres der Siegesgesang: „Christ ist erstanden!“ —

Hätten jetzt die Ordenschaaren des linken Flügels, anstatt die geschlagenen Litthauer ins Weite zu verfolgen und Beute zu machen, sich mit dem vordringenden rechten zugleich gegen die Hauptmacht der Polen gewandt, — der Sieg wäre dem Orden nicht mehr zu entreißen gewesen. Aber der günstige Augenblick ging ungenützt vorüber. —

Noch immer weilte der zaghafte König der Polen hinter dem Heere, fern von der tobenden

aus dem Rückhalte zur Verstärkung herangezogen. Ein Gleiches that Zinbram auf dem linken Flügel. Die bis dahin unberührte dritte Schlachtreihe der Polen verstärkte zur Hälfte Witolds, zur Hälfte Zinbrams Streithaufen. Soeben begann der Angriff auf das Ordensheer von Neuem, als der König auf dem Schlachtfelde erschien.

Durch Wort und Beispiel riß Fürst Witold die Litthauer mit sich fort, und auch die Polen erfüllte neuer Kampfesmuth, als sie ihr Reichspanier, den weißen Adler auf rothem Grunde, vor ihren Schlachtreihen wiedererblickten<sup>\*)</sup>. Im Ordensheere



Feldschlacht, und wußte nicht, ob er zu den Göttern beten sollte, die er verlassen hatte, oder zu dem Christengotte, den er nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen bekannte. Da trat Witold vor ihn, wilden Aussehens, denn er hatte mitten unter den Seinigen am Kampfe theilgenommen, und schalt mit zornigen Worten: „O, der Schmach! Das Heer verlangt seinen König zu sehen und du verbirgst ihm dein Antlig! Zu Rosse, König! zeige dich deinen Kriegern und belebe von Neuem ihren sinkenden Muth!“ —

Zögernd bestieg der König sein Rosß, das schon zur Flucht gefaltet war, und begab sich unter dem Schutze einer starken Leibwache zu dem kämpfenden Heere.

Um Witold sammelte sich ein Theil der geschlagenen Litthauer; auch hatte er neue Streitkräfte

aber waren durch den langen Kampf und die hitzige Verfolgung die Kräfte bereits ermattet, die Ordnung gelöst. Dennoch begegneten die Ordenschaaren mit unvergleichlicher Tapferkeit dem wüthenden Ansturm der Litthauer und Polen.

Im Getümmel des Kampfes erkannte Ritter Leopold von Rökeryk unter den letzten Streithaufen der Polen in seiner goldglänzenden Rüstung den König Jagiello. Der Ritter brach sich Bahn mitten durch die feindlichen Reihen und stürzte mit eingelegerter Lanze reißend gegen den Hauptfeind des

<sup>\*)</sup> Das polnische Reichspanier war für einige Zeit in der That den Blicken entzogen; ob es bereits auf Befehl des Königs zurückgezogen, wie Einige annehmen, oder ob es vorübergehend in die Hände der Ordensritter gefallen war, wie Andere behaupten, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln.

Ordens ein, um mit seinem Tode das Schicksal der Schlacht zu entscheiden. Allein des Königs Schreiber fing mit seinem Schilde den Stoß auf, der dem Könige galt, und durchrannte mit seiner Lanze das Pferd des Ritters. Unter den Schwertern der königlichen Leibwachen fand der tapfere Krieger kämpfend den Tod.

Der Heldemuth der Ordensritter vermochte nicht die Lücken wieder zu füllen, welche die gewaltige Uebermacht der Feinde in ihre Reihen riß. Auf beiden Flügeln wurde das Ordensheer immer weiter zurückgedrängt; nur in der Mitte leuchtete noch das Ordensbanner hoch zu Häupten der Tapfersten. Da sprengte der Hochmeister, begleitet von den ersten Gebietigern des Ordens, an der Spitze von sechzehn Fähnlein, die am Kampfe noch nicht theilgenommen hatten, heran. Neue Hoffnung erfüllte die Herzen der Ritter und Jagen ergriff die Polen und Litthauer. Aller Augen waren auf die glänzende Schaar gerichtet, die in wehenden weißen Mänteln unter dem Ordensbanner zum Kampfe vorbrach. Herrlich vor allen Führern leuchtete die jugendliche Heldengestalt des Hochmeisters Ulrich von Jungingen auf weißem Streitroß; die Spitze seiner gehobenen Lanze wies gerade auf den Fleck hin, wo das große polnische Reichspanier über verschiedenen anderen hoch in den Lüften flatterte. Da öffnete sich in den vorsprengenden Reitergeschwadern plötzlich eine Lücke und von ihren Bannern ward das roth und weiß gestammte Fähnlein mit schwarzem Kreuze, unter welchem die Edlen und Bürger von Kulm geschaart waren, vermischt. Der es trug, war Nicolaus von Krenys, der Häuptling des Eidechsenbundes, welcher dem Orden heimlich feind war. Jetzt, im entscheidenden Augenblicke, ließ er verrätherischer Weise den Meister im Stich und wandte sich mit seinen Genossen zu

schmähhlicher Flucht. „Herum, herum!“ herrschte der Hochmeister mit gewaltiger Stimme, indem er die Lanze über dem behelmten Haupte schwang. Als er sah, daß Alles vergeblich, stürmte er mit den übrigen Fähnlein weiter in das dichteste Kampfgewühl. Ein polnischer Ritter schleuderte ihm den Speer entgegen, der Meister aber beugte den Oberleib bis auf den Sattelnopf herab, so daß das Geschos dicht über seine Schulter hinwegflog. Darauf durchbohrte sein Wurfspeer das Streitroß des Gegners.

Aber schon stürmten die feindlichen Reitergeschwader von allen Seiten auf die geschmolzenen Fähnlein des Hochmeisters ein und umringten sie mit starrenden Lanzen. Da sanken in heldenmüthigem Kampfe um den Meister die ersten Gebietiger des Ordens, Comthure und Ritter, endlich der Hochmeister selbst, von zwei Wurfspeeren an Stirne und Brust getroffen. An seiner Seite fiel der Bannerträger, und das schwarze Kreuz des Hauptbanners deckte den Leichnam des gefallenen Hochmeisters.

Das Schicksal des Tages war entschieden. Um Sonnenuntergang verließen die letzten Ordenschaaren tapfer kämpfend das Schlachtfeld.

Von den Comthuren des Ordens überlebten nur drei den Hochmeister. Alle übrigen waren gefallen, außerdem zweihundert Ordensritter, vierhundert andere Ritter und Knappen und vierzigtausend vom gemeinen Kriegsvolke, — die Hälfte von Allen, die am Kampfe theilgenommen. Aus des Königs Heere deckten die Leichen von sechzigtausend Polen, Litthauern und Kriegsleuten anderer Völker die blutige Wahlstatt.

Das war die Schlacht bei Tannenberg, rühmlicher für den Besiegten als für den Sieger, aber eine zu schwere Niederlage für den Orden, als daß er sie jemals zu überwinden vermochte.



### Hauspruch zum neuen Jahre.

raußen Schnee und Eis,  
Drinne reger Fleiß;  
Ein lustig Feuer am Heerd,  
Treue Freunde werth,

Die Herzen liebewarm,  
Im Hause Kinderschwarm,  
Ist Frühling in Winterzeiten —  
Woll's Gott euch stets bereiten!

## Thüringische Sage.

Nach mündlicher Ueberslieferung.

Von

Schulrath **A. F. Laukhard.**

Mit Original-Zeichnungen von **C. Oefferdinger.**



er fast zwei-  
hundert  
Jahren  
lebte im  
Dorfe  
Stein-  
bach im  
Thürin-  
ger Wald  
ein einfacher,  
frommer und  
fleißiger Na-  
gelschmied. Sein  
Geschäft war  
klein, denn er arbeitete  
nur mit einem Gesel-  
len. Er hätte für des  
Leibes Nahrung und  
Nothdurft genug ge-  
habt, auch noch etwas  
zurücklegen können,

wenn seine zwei bösen Töchter nicht so heffärtig und puffsüchtig gewesen wären, daß ihnen das Beste und Theuerste nicht gut genug war. So kam es denn, daß sie, fortwährend mißlaunig und unzufrieden, ihren Eltern täglich Vorwürfe machten, daß sie nicht reicher und vornehmer wären. Weil sie aber so stolz und übermüthig waren und sich über alle Leute aufhielten, so mochte sie niemand leiden: die Mädchen zogen sich von ihnen zurück und die jungen Bursche wichen ihnen aus. Den armen waren sie zu hochmüthig und den wohlhabenden nicht reich genug.

An einem trüben Novembertag sah es in der Schmiede zu Steinbach wieder einmal recht traurig aus. Draußen wehte der Wind über die Haferstoppeln. Die Zugvögel waren alle fort gezogen, nur Schaaren von hungrigen Sperlingen flogen von einem Felde zum andern, um noch eine dürstige Nachlese zu halten. Die Nebel, welche das Bild der Sonne verhüllten, wollten den ganzen Tag nicht weichen, und die bereiften Spinnensäden hingen an dem braunen Laub der kahl werdenden Hecken und Schlehenbüsche. Der Nagelschmied, welcher es

daheim nicht mehr aushalten konnte, wo die Töchter sich fortwährend zankten, während ihre Mutter still und betrübt durch das kleine Fenster auf die Gasse schaute, eilte hinaus aufs Feld und wußte nicht, ob er wieder heimkehren oder in die weite Welt gehen sollte. Er ging nach dem Altenstein zu, das Thal hinauf zwischen dem Kröten- und Hexenberg, und in dem Grunde des Schweine-Baches immer weiter. Da begegnete ihm unversehends sein Gesell Melcher, der ihn anstarrte und seinen Gruß kaum erwiderte. „Dieser ist's," rief der Nagelschmied stehen bleibend; „dieser oder keiner! Mein gutes Glück hat ihn auf diesen Weg geführt." —

Nach wandte er um, eilte dem Gesellen nach, rief ihn beim Namen. Aber er war und blieb verschwunden, als ob ihn der Boden eingeschluckt hätte.

Melcher war ein geschickter, fleißiger Arbeiter, aber schweigsam und verschlossen. Mit den jungen Burschen des Dorfes hatte er keinen Verkehr. Nach dem Feierabend saß er auf seiner Kammer und las in einem großen, dicken Buche, welches er stets sorgfältig in seiner Kade verschlossen hielt. Sonntags ging er zu den Benedigern, welche damals noch alljährlich von Ostern bis zum Spätherbst in den Bergen des Thüringer Waldes umher schweiften und Geld suchten. Wo Melcher eigentlich zu Hause war, konnte der Nagelschmied nie genau erfahren; er wußte nur, daß er von Süden, nahe der wälischen Grenze, gekommen war. Nur einmal, als es wieder recht laut und stürmisch in der Schmiede hergegangen war, brach der Gesell sein hartnäckiges Stillschweigen und sagte zum Nagelschmied, als sie mit einander die Treppe nach ihrer Schlafkammer hinauf stiegen: „Meister, ich wüßte, wie Euch zu helfen wäre." — „Wie das?" fragte der Nagelschmied. — „Es ist eine besondere Sache," erwiderte der Andere; „es gehört nur Muth und Verschwiegenheit dazu." —

Nun offenbarte er ihm des Weiteren, was es mit dem Zauber des Galgenmännleins für eine Bewandniß habe, welches man um den Preis von 50 bis 60 Thalern unschwer erlangen könne, und das Glück und Segen in das Haus, vor allem aber Geld in die Wirthschaft brächte.

Damals strafte der Meister den Gesellen wegen des frevelhaften Rathes mit ernstern Worten und verbot ihm, dergleichen je wieder mit ihm zu reden. Heute aber fiel ihm alles ein, was Melcher damals gesagt hatte, und die Gedanken daran umflatterten ihn wie nächtliche Vögel und wollten nicht von ihm weichen. So kam er, ohne daran zu denken, wieder nach Steinbach zurück. Da er glaubte, Melcher werde auf seiner Kammer sein, so schlich er leise ins Haus, stieg die Treppe hinauf, fand aber das Stübchen des Gesellen leer. Die Unruhe litt ihn nicht im Hause; unbemerkt, wie er gekommen, verließ er die Schmiede wieder und ging nach der Straße, welche nach Ruhla führt, ließ den Gerberstein rechts und gelangte an einen Kreuzweg, da, wo der Rennsteig einmündet. Dort ist eine Bergwiese, rings von Felsen und finstern Tannen umgeben. Der Vollmond trat aus den Wolken hervor; es war lautlose Stille ringsum, kein Vogel ließ sich hören, kein Zweig bewegte sich. Der Nagelschmied war so ermüdet und von dem einsamen Orte so beklommen, daß er sich auf einen umgestürzten Stamm niedersetzen mußte. Kaum hatte er einige Zeit hier geruht, als von rückwärts eine schwere Hand auf seine Schulter niederfiel und eine tiefe Stimme rief: „Ei, was willst denn du hier am späten Abend?“

Erschreckt sprang der Nagelschmied in die Höhe und wandte sich um. Es war sein Vetter aus der Ruhla, der hinter ihm stand, ein reicher Mann, der ein großes, schönes Haus und zwanzig Gesellen in der Schmiede hatte. Die Leute erzählten sich allerlei fenderbare Dinge von ihm; man mied seinen Umgang, denn man fürchtete sich vor ihm.

„Dem Himmel sei Dank, daß du es bist,“ sagte der Nagelschmied tief aufathmend; „du hast mich fast zum Tode erschreckt. Du fragst, wie ich hierher komme. Ach Vetter, mir geht es übel genug, und ich weiß nicht mehr, wie ich das Leben ertragen soll. Sage mir, wie du reich geworden bist, ich will es auch werden. Hilf mir in meiner Noth! Verlange, was du willst, nur schaffe mir Geld, viel Geld, daß ich die hoffärtigen Dirnen zu Hause zur Ruhe bringen kann. Sie verleiden mir das Leben und lassen mir keinen ruhigen Augenblick mehr.“ Der Mann aus der Ruhla schwieg eine Weile, dann sagte er: „Konrad, du bist dein Leben lang ein Hafensfuß gewesen und daraus kommt all dein Unglück. Hättest du von Anfang an deinem Weib und deinen Töchtern mehr Schneid' und Courage gezeigt, so wären sie dir nicht über den Kopf gewachsen. Jetzt laß uns hinüber nach der Wald-

schenke gehen; dort können wir auch über das Andere reden, wovon du vorhin gesprochen. Wenn du mich nicht dauerstest, würd' ich mich nicht mit dir einlassen; aber zweierlei mußt du mir vorher versprechen: Muth haben und reinen Mund halten. Wenn nicht, so reden wir nicht weiter darüber.“

Der Steinbacher versprach Beides, obgleich es ihn kalt überlief.

Als sie in die Schenke traten, war die laute Unterhaltung, die sie von außen vernommen, plötzlich verstummt. Es waren sechs bis acht Männer in der Stube, auch Melcher, welcher zwischen zwei Benedigern saß. Der Ruhlaer grüßte die Gesellschaft mit einem stummen Kopfnicken und nahm mit seinem Begleiter in einer Ecke der Wirthsstube Platz. Er bestellte Wein und als er getrunken hatte, reichte er den hohen Steinkrug seinem Gast.

Da die Zecher am andern Tisch ihre Unterhaltung wieder aufgenommen hatten, so konnte der Schmied aus der Ruhla mit seinem Vetter über die Sache, welche diesem so sehr am Herzen lag, ungestört weiter reden.

„Am besten,“ sagte Jener, „wird dir durch ein Zauberbüchlein geholfen. Zufällig habe ich selber ein solches und kann es dir ablassen.“

„Was ist dies für ein Ding?“ fragte der Steinbacher.

„Du wirst es bald selbst kennen lernen,“ antwortete der aus der Ruhla. „Beim nächsten Vollmond kommst du, aber allein, nachts zwischen zwölf und ein Uhr an den Ort, wo wir uns heute begegneten. Dort sollst du alles erfahren, was dir zu wissen Noth thut.“

Von jetzt an sprachen sie über andere, gleichgiltige Dinge, und als die übrigen Gäste sich zum Fortgehen anschickten, erhoben sich auch die beiden Vettern und schieden vor der Thür von einander. Melcher schien auf einem andern Wege zurück zu gehen. Sein Meister sprach zu Hause nicht davon, daß sie sich in der Waldschenke gesehen hatten.

Der Nagelschmied von Steinbach wartete jetzt, wie man sich denken kann, mit Ungeduld auf den nächsten Vollmond. Der Unfriede in seinem Hause kümmerete ihn jetzt weniger, die Stimme des Gewissens, welche ihn anfangs vor der unheimlichen Zaubermacht gewarnt hatte, war verstummt, da all sein Sinnes und Denken nur noch auf den Zauber gerichtet war, dessen Macht er in kurzer Zeit erproben sollte.

Der Vollmond kam heran und der Nagelschmied stellte sich ziemlich gefast auf dem verabredeten Platze ein. Die Nacht war hell, obgleich der Mond selten hinter den Wolken hervorkam. Der Wind fuhr

stoffweise durch die Tannen und erschütterte sie bis in die höchsten Wipfel. Der Steinbacher ging frohstehend auf der Bergwiese auf und ab und war froh, als er endlich in der aus dem Walde hervortretenden hohen Gestalt seinen Vetter erkannte.

„Gut, daß du Wort gehalten hast,“ sagte er. „Ich habe mein Versprechen auch erfüllt. Hier ist das Büchlein, das dich zum glücklichen Manne machen wird.“

Mit diesen Worten zog er eine blankte Messingbüchse aus der Brusttasche, öffnete sie und brachte ein Glasfläschchen zum Vorschein, welches mit einem leuchtenden Wasser gefüllt, ein kleines schwarzes Männlein von Glas, von der Größe einer Schweißfliege sehen ließ, das in der Flüssigkeit lustig auf und nieder tanzte.

Der Steinbacher wollte begierig zugreifen, aber der Andre trat zurück mit den Worten: „Gemach, Bruder, so schnell geht die Sache nicht. Zuerst müssen wir einen Handel mit einander machen, denn umsonst ist der Tod; dann habe ich dir noch einige gute Lehren zu geben, damit der Zauber nicht schade. Der Schatz muß erkauft werden; ich habe ihn auch erkauft. Schenke ich dir ihn, so wäre er dir von keinem Nutzen; denn der Geist und die Kapsel würden, so oft ich sie auch weggäbe, den andern Tag immer wieder in meiner Lade sein. Nur der Kauf kann ihn in deinen Besitz bringen. Weil du nun mein Verwandter bist und ich des irdischen Gutes genug habe, so überlasse ich dir das kostbare Ding billig und verlange nicht mehr dafür als drei viereckige Heller; sie müssen aber ganz neu sein. Wenn du dir einige Mühe giebst, so wirst du diese Münzen in kurzer Zeit austreiben. Willst du später das Zauberglas wieder an mich ablassen, so werde ich es gern zurück kaufen. Bist du einmal im Besitze des Zaubers, so schlägt dir alles zu Glück, was du unternimmst: dein Geschäft blüht empor, dein Vermögen wächst mit unglaublicher Geschwindigkeit, die Zahl deiner Freunde und Gönner nimmt zu und deine Feinde haben keine Macht mehr über dich.“ —

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Ruhlaer Schmied von seinem Vetter, der, den Kopf voll Pläne und Unternehmungen, mit raschen Schritten nach Hause eilte. Vom nächsten Tage an ließ er kein Mittel unversucht, um den geforderten Kaufpreis zu erlangen. Er ging auf den umliegenden Dörfern umher, besuchte die benachbarten Städte bis nach Suhl, Meiningen und Gerstungen, um nach drei viereckigen, neuen Hellern zu fragen; aber es war alles ohne Erfolg. Zuletzt nahm er die Gewohnheit

an, jeden, der ihm in Steinbach begegnete, nach neuen viereckigen Hellern zu fragen, so daß man ihn für verrückt und unsinnig hielt. Eines Tages war er in der Ruhl gewesen, um seinen Vetter zu bestimmen, einen andern Kaufpreis zu stellen, was dieser aber kurz und rund abschlug. Da begegnete ihm auf dem Rückweg in der Nähe des Gerbersteins ein kleines, altes Männchen, welches ihn freundlich grüßte und befragte, warum er so traurig sei. Der Nagelschmied sagte, es mache ihm großen Verdruß, daß er jene drei geringfügigen Münzen, die er zu einem wichtigen Geschäft nöthig habe, trotz aller Mühe und Nachforschung nicht erlangen könne.

„Wenn es weiter nichts ist,“ sagte das Männchen, „so kann ich Euch vielleicht aus der Noth helfen, da ich die verlangten Münzen besitze und sogar in der Tasche bei mir trage. Ich überlasse sie Euch gern und verlange nichts dafür als ein Versprechen, das Ihr leicht erfüllen könnt.“ Der Nagelschmied fragte, welches diese Bedingung wäre.

Das Männchen erwiderte: „Ihr müßt schwören, daß Ihr nicht mehr in die Kirche gehen werdet, und dann daß Ihr Euch nie mehr den Trunk segnen lassen wollt. Dies sind zwei leichte Dinge und nicht der Rede werth. Es giebt mehr als Einen in eurem Dorf, der nicht in die Kirche geht und den altmodischen Wunsch beim Trinken ohne Schaden entbehrt.“

Der Nagelschmied ging eine Weile neben dem Männlein her, ohne ein Wort zu erwidern. Endlich sagte er: „Ich will es thun.“ Dann schwur er den verlangten Eid — und erhielt die drei Heller, mit welchen er sogleich nach der Ruhl zurück eilte. Dort erhielt er auch den Zauber und legte nachher die Büchse in eine alte schwere Kiste, die mit Eisen beschlagen war und ein großes Vorlegeschloß hatte.

Wie ihm voraus gesagt worden, so geschah es. Sein Geschäft kam rasch in Aufnahme und er konnte selbst mit einem Duzend Gesellen, die vielen Bestellungen, welche jetzt bei ihm gemacht wurden, nicht ausführen. Er kaufte ein neues, großes Haus und hatte bald die berühmteste Nagelfabrik in der ganzen Gegend. Daneben kaufte er Acker und Wiesen, und alles, was er anfang, schlug zu Glück aus, so daß er nach zwei Jahren ein reicher Mann geworden war.

In seinem Hauswesen hatte sich natürlich auch alles umgestaltet, aber nicht zum Guten. Die Töchter waren jetzt noch hoffärtiger als zuvor und wiesen reiche Freier aus dem Dorfe mit höhnischen Reden zurück. Wer nicht in Sammet und Seide käme, sagten sie, und nicht wenigstens ein Edelmann wäre, der brauche gar nicht anzufragen. Ihre Mutter tadelte sie oft wegen solch frevelhaften Uebermuthes

und meinte, sie könnten sich glücklich schätzen, wenn ein reicher Bauernsohn aus Steinbach oder der Umgegend eine von ihnen heimführen wollte. Aber die Töchter erwiderten, wer, wie ihre Mutter, Armuth und Niedrigkeit gewöhnt wäre von Jugend auf, könne auch damit zufrieden sein. Sie aber wüßten wohl, was sie wollten, und würden sich auch nicht an weise Lehren und Ermahnungen lehren. Vergaßen die gottlosen Dirnen des vierten Gebotes gegen ihre Mutter, so achteten sie desselben dem Vater gegenüber noch weniger.

Manchmal sagte dieser dann fast verzweifelt zu sich selbst: „Also das habe ich davon, daß ich mein Seelenheil daran gesetzt, reich zu werden.“

Er sah wohl ein, daß ihm der Zauber zwar Geld und Gut, aber eigentlich kein Glück gebracht habe.

Inzwischen hatte man denn doch in Steinbach bemerkt, daß der Nagelschmied stets in der Kirche fehlte und denen, welche den Segen sprachen, nicht zutrank. Dahinter, sagten die Leute, muß etwas Schlimmes stehen, und meinten, er wäre wohl ebenso wenig durch Beten und Arbeiten reich geworden als sein Vetter in der Muhl, mit dem man ihn in den letzten Zeiten viel verkehren sah. Solche Reden wurden dem Nagelschmied hinterbracht, ihm auch wohl an öffentlichen Orten zu Gehör gesagt. Er that zwar, als achtete er nicht darauf, aber innerlich wurmte es ihn arg, zumal da man schon anfing, auf der Bierbank, oder unter der Linde, wo dem jungen Volk zum Tanz aufgespielt wurde, von ihm weg zu rücken. Endlich erwachte auch die Stimme seines Gewissens wieder, und in einer schlimmen Nacht, da er kein Auge schließen konnte, stand er auf und machte sich auf den Weg nach Muhl, um

seinem Vetter das Büchlein, das ihm zwar Geld, aber kein Glück gebracht hatte, wieder zurück zu geben. Vetter, wollte er zu ihm sagen, hier ist der Zauber wieder, den du zurück zu kaufen versprochen hast. Erfülle deine Zusage. Gib mir den Frieden der Seele und die Ruhe des Gewissens wieder, die ich durch das Zauberwerk verloren habe.

Aber er kam zu spät. Als er im Hause seines

Verwandten anlangte, war große Aufregung und Unruhe darin. Lichter irrten von einem Fenster zum andern, Eilboten, die einen Arzt holen sollten, liefen ab und zu: der Schmied, eben noch kräftig und gesund, war plötzlich zu Boden gestürzt und nach kurzem Todeskampfe gestorben. Die Leute sagten, er wäre vom Schläge gerührt; andere aber waren anderer Meinung, die sie aber nur einander in die Ohren flüster-ten. Starr und bleich sah der Steinbacher auf die Leiche und kehrte dann nach seinem Dorfe zurück.

Seit jener Zeit nahm man eine auffallende Geisteschwäche an ihm wahr. Wie er in jener Nacht nach Hause gekommen, wußte er selbst nicht

mehr. Er erinnerte sich nur, daß er die teuflische Messingbüchse öfters weit von sich geworfen, einmal von einem hohen Felsen, ein andermal ins Wasser, aber immer umsonst. Denn der Zauber befand sich stets sogleich wieder in seiner Tasche. Als er hierauf das Glasfläschchen aus der Kapsel nahm, um es an einer Felswand zu zerschmettern, was ihm aber nicht gelang, da es sich so hart wie Demant erwies, leuchtete die Flüssigkeit heller denn je, und in der Luft glaubte er ein Gelächter zu vernehmen.

In der höchsten Aufregung, abgehekt wie ein verfolgtes Wild, kam der Nagelschmied zu Hause an



und warf sich aufs Lager. Aber schlafen konnte er nicht. Er blieb auch den folgenden Tag in ein dumpfes Hinbrüten versunken, und es kümmerte ihn wenig, daß man einen vornehmen Freier für die jüngste Tochter ankündigte, welchen der Gesell Melcher in's Haus gebracht hatte. So hatte denn wenigstens eine der Schwestern das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Aber weil der reiche Freier bei der Jüngsten zuerst angefragt, so war das häusliche Glück bald wieder gestört und es kam täglich zu den heftigsten Auftritten. Endlich verschwand das Brautpaar und Melcher mit ihnen, ohne daß man wußte, wohin sie gekommen waren.

Der alte Nagelschmied, dessen Frau schon kurz nach dem Anfang des Wohllebens gestorben war, fühlte sich jetzt einsam und verlassen. Eigennützig Menschen hatten den schwachsinigen Mann in kurzer Zeit fast um seinen ganzen Besitz gebracht. Er gab sein Geschäft auf und lebte in der kleinen Schmiede, die er früher besessen, kümmerlich von den Trümmern seines Vermögens. Er hatte sich ein Zimmerchen eingerichtet, welches ein Fenster nach der Straße hatte. Hier sah man ihn halbe Tage lang theilnahmlos herunterblicken. Einmal stöberte er in der alten Truhe, die schon längst nicht mehr verschlossen wurde, und fand unter einer Menge alten Geräths auch die verhängnißvolle Messingbüchse. Beim Anblick derselben war es ihm, als ob er aus einem Traum erwachte. Die Bilder der Vergangenheit traten wieder klar und lebendig vor seine Seele. Nachdem er mehrere Stunden lang in Sinnen versunken vor der Truhe gesessen, raffte er sich auf, verschloß den Kasten sorgfältig und begab sich zum Geistlichen des Ortes. Diesem erzählte er alles, wie er zu der Zauberbüchse gelangt, und bat unter bitteren Reuethränen um Hilfe und Beistand gegen den Bösen, mit dem er freventlich zu seinem Unglück

in einen Bund getreten wäre. — Man beschloß den bösen Talisman in Beisein des Nagelschmieds und dreier Zeugen an dem früher erwähnten Kreuzweg tief in die Erde zu vergraben. Dies hatte denn auch den glücklichen Erfolg, daß das Zauberfläschlein nicht wieder zum Vorschein kam.

Mit dem Nagelschmied wurde es von diesem Tage an sichtlich besser. Er fing wieder an zu arbeiten, besuchte die Kirche und die Nachbarn sprachen ihm freundlich zu. Auch die Tochter war anders geworden, seit der Zauber von dem Hause gewichen war, sorgte mit Liebe und Aufmerksamkeit für ihren alten Vater und hatte alle Hoffahrt und allen Uebermuth, die Wurzel des Unglücks, welches über ihre Eltern gekommen war, von sich gethan.

Eines Tages meldete sich ein fremder Gesell bei dem Nagelschmied und bat um Arbeit. Es war Melcher, den man kaum wieder erkannte. Er brachte ein Zeugniß mit von einem frommen Manne, bei welchem er ein Jahr lang gedient und harte Arbeit verrichtet hatte. In dem Schreiben stand, daß Melcher voll bitterer Reue zur Arbeit zurück gekehrt sei und des festen Glaubens lebe, daß nur Beten und Arbeiten das rechte Glück und den wahren Frieden geben könnten.

Man nahm ihn auf. Er arbeitete mit der größten Anstrengung und Ausdauer, und ließ den alten Nagelschmied nur die leichtesten Geschäfte besorgen. Es dauerte nicht lange, so war die kleine Schmiede wieder im besten Gang und brachte mehr ein, als die drei Bewohner brauchten. Melcher heirathete die Tochter des Nagelschmieds und lebte noch lange mit ihr in Glück und Frieden. — Das alte, kleine Haus, an welches diese Sage sich knüpft, stand noch vor 50 Jahren. Dann aber wurde es abgetragen und ein neues hübsches Gebäude auf seine Stelle gebaut.

### Sprüche von Friedrich Güll.

Die Lebenslust hat nicht den Grund im bloßen Sein,  
Im steten Werden liegt des Lebens Reiz allein.  
Fortstreben Schritt um Schritt, im Schlaf nur halten Raß,  
Das ziemt dem Pilger, der auf Erden nur ein Gast.

Die Morgenwolke, schwer und grau,  
Umsäumt Mittags des Himmels Blau,  
Und Abends schwimmt sie hehr und hold,  
In Duft gelöst, im Sonnengold.

Schau, wie der morsche Baum noch Frucht zu tragen sucht:  
Er birgt im hohlen Stamm der jungen Bienen Zucht;  
Und ist dann auch im Herbst sein Wipfel fruchteteer,  
Sagt seine Rinde doch viel Honigwaben schwer.

Sorge, daß dein Innres werde  
Wie dein Aeußres rein und fein,  
Deine freundliche Geberte:  
Herzengüte-Widerschein.

## Katzenwäsche.

Von Johannes Trojan.

Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.



Die Katzen haben abgesspeist,  
Nun sollt ihr sehen, was Waschen heißt.  
Nicht Kanne noch Schlüssel brauchen sie,  
Kein Tuch ins Wasser tauchen sie.  
Sie haben Seife nicht noch Schwamm,  
Zum Strählen und Glätten keinen Kamm.

Sie brauchen, Alt' und Zunge,  
Zum Waschen nur die Zunge,  
Und halten doch mit Feinlichkeit,  
Zung' und Alte, auf Reinlichkeit.

Es kann ja etwas kommen  
Geflogen oder geschwommen,  
Gegangen oder gefahren,  
Einzeln oder in Schaaren,  
Besuch kann überraschen:

Wenn man sich dann gewaschen,  
Geschniegelt und gebügelt hat  
Und so sauber ist und so glatt  
Und so frisch wie ein Rosenblatt —  
Dann laßt doch kommen die ganze Stadt!

## Der Traum.

Von

Victor Blüthgen.

Initial von Fedor Flinzer.



Das war ein niedlich Zeiselein,  
Das träumte Nachts im Mondenschein:  
Es sah' am Himmel Stern bei Stern,  
Davon wär' jeder ein Hirselein,  
Und als es geflogen himmelauf,  
Da pickte das Zeiselein die Sterne auf.  
Piep —  
Wie war das im Traume so lieb!

Und als die Sonne beschien den Baum,  
Erwachte das Zeiselein aus seinem Traum.  
Es wegte das Schnäbelchen her und hin,  
Und sprach verwundert in seinem Sinn:  
„Nun hab' ich gepickt die ganze Nacht,  
Und bin doch so hungrig aufgewacht!  
Ping —  
Das ist mir ein närrisches Ding!“

## Unsere einzige Giftschlange.

Von

Heinrich Zeise.

Illustration von N. Kretschmer.



### Die Kreuzotter oder Kupfernatter.

Wir haben in Deutschland nur eine einzige Giftschlange, nämlich die Kreuzotter, die übrigen sind sämmtlich durch aus harmlose und unschädliche Thiere, welche leider aus Unkenntniß nur zu oft, der Kreuzotter (*Vipera berus*, *Vipera chorsea*) wegen, auf das grausamste auch von den Kindern verfolgt und getödtet werden. Zu den unschädlichen Schlangen zählt die überall vorkommende Ringelnatter (*Coluber natrix*), welche sofort an zwei großen lichtgelben Seitenflecken am Hinterhaupte zu erkennen ist, weshalb die Volkspoesie sie wahrscheinlich

versehen ist. Sie wird hauptsächlich an einer Doppelreihe dunkelbrauner Rundscheiben, mit denen der Rücken geziert, erkannt. Die gleichfalls unschädliche Blindschleiche (*Anguis fragilis*), deren Form den Schlangen ähnelt, gehört nicht zu diesen, sondern ist den Eidechsen anzurechnen. —

Wenden wir unsre Aufmerksamkeit nun der Kreuzotter zu. Diese müssen wir genau kennen lernen. Hauptsächlich hervorzuheben ist, daß die Farbe dieser Schlange ungemein variiert; die Grundfarbe des Männchens ist grauweißlich, silberblau u. s. w.; das Weibchen dagegen zeigt gewöhnlich eine bräunliche, zimmetfarbene oder selbst kohlschwarze Färbung, so daß diese Verschiedenheit in der Farbe die sichere Erkennung der Giftschlange ungemein erschwe-



zu der eine Goldkrone tragenden gemacht hat. Ferner die Schwalbacher Natter (*Coluber flavescens*), welche die größte und schönste der deutschen Schlangen ist; der Bauch dieser Schlange ist schwefelgelb, auch hat sie auf dem Hinterkopfe, jedoch nur schwach ausgeprägt, die gelben Flecke der vorhergenannten, und ist bis jetzt nur in der Umgegend des Bades Schlangenbad gefunden. Die dritte in Deutschland vorkommende unschädliche Schlange ist die Schlingnatter, auch die rothe Natter genannt (*Coronella laevis*), deren Grundfarbe grau, welches Grau jedoch mit einer schwachröthlichen Färbung

ren würde, wenn nicht einige untrügliche Merkmale sie mit Sicherheit erkennen ließen. Diese müßt ihr euch scharf einprägen.

Ueber den Rücken dieser Giftschlange läuft nämlich vom Kopfe bis zum Schwanz eine kettenartige Zeichnung, die aus schwarzen, unregelmäßigen, an einigen Stellen zusammenhängenden Flecken besteht, die mit einem Bande verglichen werden können. Außerdem befinden sich auf dem Kopfe zwei längliche Flecken, die jedoch kein Kreuz bilden, wie man öfter aussprechen hört, sondern an dem einen Ende unter einem spitzen Winkel zusammenlaufen.

— Ferner ist ein Kennzeichen dieser Schlange ihre Trägheit; während die vorhin genannten Nattern, wenn man sie überrascht, eiligst zu entfliehen suchen, bleibt die Kreuzotter dagegen entweder ruhig liegen, oder wenn sie entweicht, so geschieht dies niemals mit der Schnelligkeit der Nattern. —

Der Kopf unserer Schlange ist dreieckig geformt und die Iris des Auges fast immer feuerroth. Das Weibchen ist gewöhnlich etwas größer als das Männchen, aber in höchst seltenen Fällen wird von ihr eine Länge von zwei Fuß überschritten, und dann nur um Weniges. Eine Schlange von 3 Fuß Länge, welche sich in Deutschland aufhält, kann man unbedingt als unschädlich ansehen, denn eine Kreuzotter ist es nicht. Die Zunge der Schlange ist schwarz, und läuft nach vorn in zwei feine Spitzen aus. Wie mancher glaubt, daß die Biper mit diesem harmlosen Gliede verwunden oder stechen könne; aber der gefährliche Apparat, dessen sie sich bedient um ihre Beute zu erhaschen, oder wenn man sie angreift, um sich zu vertheidigen, ist ein anderer, nicht so einfacher. Zwei fleischfarbene Anschwellungen am Oberkiefer, und zwar im Innern der Mundhöhle, bergen die Verderben bringenden Giftzähne. Die mit dem Oberkieferknochen verwachsenen Zähne sind hohl, sie liegen rückwärts am Rachengewölbe. Die Schlange ist befähigt, dieselben beim Beißen senkrecht zu stellen. Unter den Speicheldrüsen des Thieres befinden sich zwei, welche Träger des Giftes sind. Drückt nun beim Beißen der Schlange der Zahn auf diese Giftdrüsen, so fließt der tödtliche, wasserhelle Saft durch die Zahnhöhlung in die geschlagene Wunde, und bewirkt bei kleinen Thieren sofortige Tödtung, bei gebissenen Menschen ein ein- oder mehrwöchentliches Leiden, aber nur in seltenen Fällen den Tod.

Die giftige Flüssigkeit ist eine Säure, welche, wenn sie in das Blut des Gebissenen gelangt, dasselbe zersetzt und dessen Circulation hemmt. Wer von einer Kreuzotter gebissen worden ist, thut am besten, die Wunde sofort mit Salmiakgeist stark auszuwaschen, ferner auf die gebissene Stelle, wenn das möglich, ein Stückchen Holz oder Pappe fest aufzubinden, so daß das circulirende Blut von der verwundeten Stelle möglichst abgehalten werde. Außerdem empfehlen sich schweißtreibende Mittel, namentlich heißer Fliederthee, dem man gleichfalls etwas Salmiakgeist zusetzt. — Daß der Salmiakgeist ein ganz vortreffliches Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen ist, weiß ich unter anderm auch aus den mündlichen Mittheilungen des Mediciners G. Tams, der während mehrerer Jahre als praktischer Arzt in

Deutsche Jugend. XI.

Puerto Cabello gelebt und die treffliche Wirkung dieses Mittels nicht allein an sich selbst, sondern auch mehrfach bei anderen, von giftigen Schlangen Gebissenen erprobt hat. — Da das Schlangengift eine Säure ist, also blaues Lackmuspapier roth färbt, so liegt es nahe, daß dieselbe durch den Salmiakgeist neutralisirt wird. Auch in verschiedenen deutschen Schriften habe ich dieses Mittel besonders hervorgehoben gefunden.

Die Kreuzotter häutet sich im Laufe des Sommers mehrere Male. Sie nährt sich namentlich von Feldmäusen, auch verschlingt sie junge Vögel, wie sich dies aus den ausgespiceenen Speisen so wie bei Sektionen ergeben hat; doch verzehrt sie bei Mangel an warmblütigen Thieren auch Frösche, Eidechsen und andere kleinere Thiere.

Wenn man unsere unschädlichen Schlangen an der Schwanzspitze angreift, so heben sie sich vollständig empor und züngeln an der sie haltenden Hand; die Kreuzotter soll in ihrer Unbeholfenheit nicht im Stande sein dies zu thun, doch möchte ich keinem der jungen Leser rathen, diesen Versuch mit dem gefährlichen Thiere anzustellen. —

Nach der Haacke, einer prachtvollen, eine Stunde von Harburg entfernten Waldung, größtentheils aus Buchen bestehend und nur stellenweise von Fichten- und Tannenanzüchtungen unterbrochen, habe ich seit zwanzig Jahren entomologische Excursionen unternommen, und häufig auf meinen Wanderungen sowohl Ringelnattern wie Kreuzottern angetroffen. In einer lichten Waldstelle fand ich einmal eine Anzahl Ringelnattern, die sich behaglich sonnten. Sie suchten bei meiner Annäherung zu flüchten, woran ich sie mit einem Stocke zu verhindern mich bestrehte, worauf sie sich beinahe kerzengerade auf der Schwanzspitze in die Höhe hoben, und fortwährend einen fauchenden und zischenden Laut von sich gaben. Solche Stellungen habe ich nie von einer Kreuzotter annehmen sehen. — Ein anderes Mal, als ich am Rande eines kleinen Teiches wandelte, bemerkte ich eine Ringelnatter, die wahrscheinlich auf Frösche Jagd machte; sie stürzte sich bei meinem Näherkommen sofort ins Wasser, und unter zierlichen Bewegungen, den Kopf über das Wasser emporhaltend, durchschwamm sie den Teich. Die Kreuzotter dagegen meidet und flieht das Wasser. —

Bei einer andern Fustour, die ich mit mehreren Bekannten unternommen, traf einer derselben eine Kreuzotter, die er sofort zu meinem Bedauern durch Stockschläge scheinbar getödtet hatte. Ich legte das Thier in eine Flasche, und nahm sie mit nach Hause, fand jedoch die Schlange am andern Tage

im besten Wohlbedinden. Nachdem ich das Thier einige Zeit beobachtet, beschloß ich es zu tödten, und stellte die Oeffnung der Flasche, in welcher sich die Schlange befand, über einen hohen Glascylinder, in den ich vorher circa 15 Gramm Chloroform gegossen hatte. Durch Rütteln des Glases bewog ich die Schlange sich in den Cylinder zu begeben; so wie sie mit der Schnauze das Chloroform berührte, schnellte sie sich mit einer erstaunlichen Kraft empor, fiel aber gleich darauf todt in den Cylinder zurück.

Beiläufig sei nur bemerkt, daß selbst die Giftzähne getödteter Schlangen im höchsten Grade schädlich wirken können. —

Mir sind mehrere Fälle bekannt, daß Personen von der Kreuzotter gebissen worden waren. Jedoch wurden die mit dem Schlangengift Behafteten sämmtlich wieder hergestellt, ohne daß nachtheilige Folgen hinterblieben. — Ueber einen Todesfall, den der bekannte H. D. Venz in Schnepfenthal erzählt, will ich kurz berichten. — Es kam ein Fremder zu ihm, der sich als Schlangenbeschwörer vorstellte und wunderliche Berichte von diesen Thieren zum Besten gab. Er schloß sich darauf Venz an, der wegen Untersuchungen in Betreff der Schlangen eine Tour in die Umgegend zu machen beabsichtigte. Die Betreffenden fanden jedoch nichts, aber der Schlangenbeschwörer stellte sich später wieder bei Venz ein, der, wie er wußte, Kreuzottern in Gefangenschaft hatte. Trotz gegebener Warnung hob er eine derselben aus dem Käfig, spielte mit derselben und steckte schließlich in renommistischem Uebermuth den Kopf des Thieres in den Mund. Aber in die Zunge gebissen, schleuderte der Mann die Schlange sogleich fort, sein Gesicht röthete sich, er spuckte Blut, wankte, stürzte mehrere Male nieder, und verschied, bevor eine Stunde verflossen, noch ehe ärztliche Hülfe eingetroffen war. —

Cuvier führt die *Vipera berus* und *Vipera Chersca* noch als verschiedene Arten auf, und behauptet von letzterer, daß sie nie die Größe der *Vipera berus* erreiche. — H. Linné weist jedoch in seinem Werke: „Die Schlangen Deutschlands,“ das wir Allen ganz besonders empfehlen, die sich mit unsern heimischen Schlangen näher bekannt machen

wollen, auf das Bestimmteste nach, daß die schwarze, sogenannte *Vipera Chersca* das Weibchen der *Vipera berus* sei, und daß die Nachkommen der ersteren vollkommen mit der *Vipera berus* übereinstimmen. —

Man bezeichnet im Allgemeinen, trotz des Bibelspruches: „Seid klug wie die Schlangen“ u. s. w., diese Thiere als dumm, und mag die Behauptung für die choleriche Kreuzotter zutreffen, die z. B., wenn sie sich in einem Glashafen befindet, und von den Davorstehenden gereizt wird, fortwährend Ausfälle gegen die Glaswandung unternimmt und sich die Schnauze zerstößt. Von der Klugheit der Ringelnatter, die mehr sanguinischen Temperaments zu sein scheint, und als Beitrag der Beobachtung über das Denkvermögen der Thiere, erlaube ich mir nachstehende Notiz mitzutheilen, welche Dr. W. Niedermaier vor einigen Jahren im „Ausland“ veröffentlichte.

„Ich ritt im tiefen Hohlweg eines Tannenwaldes, als mein Pferd, plötzlich scheuend, zur Seite sprang. Nach der Ursache mich umsehend, gewahrte ich auf der terrassenförmig abfallenden Lehne eine graue sich bewegende Masse. Nachdem ich das Pferd aus dem Hohlwege geführt und angebunden hatte, kehrte ich zu der Stelle zurück, und sah nun einen Knäuel von neun mit den Körpern und Schwänzen dicht ineinander verschlungenen Ringelnattern, welche alle mit aufgerichteten Köpfen sichtlich sich abarbeiteten. Obwohl sie mich beobachteten, ließen sie sich doch durch meine Nähe nicht stören, und erst als ich mit der Reitpeitsche über ihre Köpfe fuhr, entrollten sie sich langsam und verschwanden bis auf eine, die verzweifelte Anstrengungen zum Fortkommen machte, aber durch eine von oben abgerutschte dünne Steinplatte festgehalten wurde, welche sie bis zur Hälfte ihrer Körperlänge an den Boden drückte. Nachdem ich die Platte aufgehoben, empfahl sie sich schleunigst. Offenbar wurde sie in dieser Lage von einer Kollegin getroffen, die Hülfe holte, worauf die Gesellschaft mit vereinten Kräften die eingeklemmte zu befreien trachtete. Jedenfalls ein Beweis von Nächstenliebe, Mittheilungsgabe und richtiger Auffindung des einzigen, in ihrer Macht liegenden Befreiungsmittels.“

### Sprüche von Emanuel Geibel.

Loszuwerden den alten Bopf  
Ist ein vernünftig Begehren;  
Aber wer wird darum den Kopf  
Gleich rattenkahl sich scheeren?

Er schoß nach dem Hasen und schoß vorbei,  
Den Hirsch zufällig traf sein Blei;  
Da wird er nun von Jungen und Alten  
Für einen gewaltigen Schützen gehalten.

## Ueber das Auslösen der Pfänder.

Von

Robert Löwike.



In langen Winterabenden gewähren heitre Gesellschaftsspiele unsrer Jugend einen Ersatz für die Vergnügungen, welche ihr die schöne Jahreszeit in Garten, Feld und Wald bietet. Wenn die jungen Freunde und Freundinnen erschienen sind, um einen Geburtstag mitfeiern zu helfen, so wird bald ein lustiges Pfänderspiel vorgeschlagen, die Erwachsenen lassen sich wohl auch mit aufnehmen in den frohen Kreis, und unter fröhlichem Scherzen und Lachen vergeht die Zeit, man weiß nicht wie. Während des Spielens fällt sich der Gut des Spielordners allmählig mit Pfändern. Aber wenn es nachher heißt: „Herr Richter! Was soll derjenige thun, dessen Pfand ich hab' in meiner Hand?“ dann ist wohl mancher „Herr Richter“ in Verlegenheit dem Pfandgeber eine geeignete Buße anzugeben. Oft werden unpassende oder viel zu schwierige Strafen bestimmt. Daher glauben wir, daß es den Lesern der „Deutschen Jugend“ erwünscht sein wird, wenn wir hier eine größere Zahl von passenden und unterhaltenden Pfänder-Auslösungen zusammenstellen. Einige der angeführten Nummern sind nicht neu; aber wir haben sie hier doch aufgenommen, einmal, weil sie in manchen Kreisen doch nicht bekannt sind, dann aber besonders, weil sie sich als recht geeignet und unterhaltend schon lange bewährt haben und auch in Kreisen, in welchen sie schon bekannt sind, immer neue Abwechslung bieten.

Ehe wir unsern Lesern die einzelnen Strafen mittheilen, welche den Pfandgebern auferlegt werden sollen, wollen wir eine kurze Bemerkung voranschicken. Beim Auslösen der Pfänder handelt es sich darum, für diejenigen, welche sich während des Spiels einer Unaufmerksamkeit schuldig gemacht haben, eine kleine Buße zu bestimmen. Jede Strafe aber, welche dem Pfandgeber irgend eine Gefahr bringt, welche ihm Schmerz verursacht oder ihn dem Gespött der andern Mitspieler aussetzt, ist durchaus unstatthaft. Andererseits muß es sich Jeder gefallen lassen, wenn ein unschuldiger Spaß mit ihm getrieben wird, und Jeder thut am besten, wenn die Andern bei einem solchen Scherz über ihn lachen, recht herzlich mitzulachen.

Beim Durchmustern der unten zusammengestellten 36 Nummern werden unsre Leser finden, daß einige sehr leicht, andere etwas schwieriger auszuführen sind. Die leichteren und mehr für die Jüngeren bestimmten Aufgaben sind im Anfang und in der Mitte, die schwierigeren und diejenigen, welche sich mehr für Größere oder Erwachsene eignen, am Ende der Zusammenstellung enthalten.

Wenn nun der Zufall für eins der Jüngeren eine der schwierigeren Aufgaben bestimmt, so steht es dem Spielordner frei, an deren Stelle eine leichtere treten zu lassen, und derjenige, welcher eine schwierige Aufgabe erhält, wird gut thun, um einige Zeit zum Ueberlegen zu bitten und erst, wenn inzwischen einige andre Pfänder ausgelöst sind, sich seiner Aufgabe zu entledigen.

Schließlich bitten wir noch unsre jungen Freunde und Freundinnen, auch beim Auslösen der Pfänder eine kleine geistige Anstrengung nicht zu scheuen und, wenn einmal eine Aufgabe etwas schwierig erscheint, nicht so gleich zu sagen: „das kann ich nicht.“ Man kann gewöhnlich mehr als man glaubt, und Jeder, der den ernstlichen Versuch macht, eine etwas schwierige Aufgabe zu lösen, wird sich davon überzeugen. Außerdem kommt es beim Auslösen der Pfänder auch gar nicht darauf an, etwas Untadelhaftes, etwas Vollkommenes zu liefern. Ein nicht ganz gewandter Ausdruck, ein etwas stark hinkender Vergleich wird geru verziehen und erhöht gewöhnlich die fröhliche Stimmung der Gesellschaft.

Als kürzlich einmal einer von den Lesern unsrer „Deutschen Jugend“ die Aufgabe erhielt, er solle Jeden aus der Gesellschaft mit einem Instrument vergleichen und auch hinzufügen, warum, erklärte er zuerst auch, das wäre zu schwer, das könne er nicht. Darauf wurde er vom Spielordner aufgefordert, doch einmal den Versuch zu machen. Er bat nun auch um Zeit zum Ueberlegen und löste dann seine Aufgabe etwa auf folgende Art.

„Ich vergleiche A mit einem Contrabaß; denn beide können gut brummen.

Ich vergleiche B mit einer neuen Violine; denn beide sind leicht verstimmt.

Ich vergleiche C mit einem guten Klavier; denn beide können das Spielen gut vertragen.

Ich vergleiche D mit einem Cello; denn wenn man beide sehr unsanft streicht, kann man ihnen seltsame Töne entlocken.

Ich vergleiche E mit einer kleinen Flöte; denn beide können gut pfeifen.

Ich vergleiche G mit einer Spieldose; denn beide tragen immer dasselbe vor.

Ich vergleiche H mit einer Trompete; denn beide mögen gern alles Andere überbönen.

Ich vergleiche I mit einer Trommel; denn beide bekommen oft Schläge.“

Das war nicht gerade besonders gut oder überraschend, aber es war doch gar nicht übel und hat allen Andern in ihrer frohen Stimmung gut gefallen.

Wir lassen nun die Pfänder-Auslösungen folgen.

1. Der Pfandgeber soll ein Räthsel aufgeben, oder wenn er das nicht kann, ein Räthsel rathen, welches Jemand aus der Gesellschaft ihm aufgiebt. Sollte auch keiner der Andern ein hübsches Räthsel wissen, so richte Jemand aus der Gesellschaft an den Pfandgeber eine der folgenden leichten Scherzfragen. Kann der letztere dieselbe nicht richtig beantworten, so erhält er eine andere u. s. f.

Frage. Welche Frage kann man nie mit ja, sondern nur mit nein beantworten?

Antwort. Wie werden die Buchstaben n e i n zusammen ausgesprochen?

N. Wer lebt vom Rauche?

A. Der Schornsteinfeger.

F. Welcher Vogel hat keine Federn und kommt nie auf einen grünen Zweig?

A. Der Pechvogel!

F. Wie kann man sich selbst durch ein Schlüsselloch stecken?

A. Indem man die beiden Wörtchen „sich selbst“ auf ein Stückchen Papier schreibt und dann durch ein Schlüsselloch schiebt!

F. Welche Scheeren dürfen nie geschliffen werden?

A. Die Krebscheeren!

F. Womit fängt der Tag an und womit hört die Nacht auf?

A. Mit „T“!

F. Was brennt Tag und Nacht und verbrennt doch niemals?

A. Die Brenneffel!

F. Womit endigt die Ewigkeit?

A. Mit „T“!

2. Er soll ein Lied singen oder ein Gedicht declamiren.

3. Er soll, nachdem vom Spielordner drei Thiere genannt sind, jedes dieser Thiere nachahmen, ohne zu lachen. —

4. Er soll sich mit verschränkten Armen auf den Fußboden setzen und ebenso wieder aufstehen. —

5. Er soll ein Kartenblatt vom Tisch aufheben, ohne die Hände zu gebrauchen. —

6. Er soll, während einer der anderen Mitspieler eine Melodie pfeift, durch Pantomimen das Spielen eines bestimmten, ihm angegebenen Instrumentes nachahmen.

7. Er soll abwechselnd ein mürrißches und ein freundliches Gesicht machen. —

8. Er soll auf einem Fuß hüpfend, Jedem aus der Gesellschaft eine Verbeugung machen. —

9. Er soll die Füße auf den Ofen legen. —

Der Pfandgeber geht mit zwei Stühlen an den Ofen, stellt sich selbst auf den ersten Stuhl, hebt dann den zweiten in die Höhe und legt zwei Füße desselben auf den Ofen. Die Ausführung dieses Scherzes wird besonders dann recht viel Lachen erregen, wenn der, welcher ihn ausführt, die Vorbereitungen dazu mit einem gewissen Ernst und mit einiger Umständlichkeit trifft, und überhaupt so thut, als ob ihm das Ganze nicht wenig Mühe machte.

10. Er soll während der Spielordner bis 50 zählt, mit der einen Hand schnell die Stirn reiben, mit der andern Hand nach dem Tact des Zählens an die Brust klopfen. —

11. Er soll Schatzgräber sein. —

Es wird ein Teller mit einem Häufchen Mehl auf einen Tisch gestellt, und ein Geldstück so in das Mehl gesteckt, daß es nur wenig aus demselben hervorragt. Der Pfandgeber hat nun die Aufgabe es heraus zu holen, ohne dabei die Hände zu gebrauchen. Während er sich bemüht es mit den Lippen zu fassen, suchen die andern Mitspieler ihm die Ausführung des Schatzgrabens zu erschweren, indem sie ihn zum Lachen reizen.

12. Er soll Bildsäule stehen. Er stellt sich auf einen Stuhl. Dann tritt irgend Jemand aus der Gesellschaft an ihn heran und giebt ihm eine beliebige Stellung. In dieser muß der Pfandgeber bleiben, bis der Spielordner bis 10 gezählt hat. Dann tritt einer der andern Mitspieler an ihn heran, um ihm eine neue Stellung zu geben, und so geht es fort, bis Jeder aus der Gesellschaft an der Reihe gewesen ist.

13. Er soll in einer Ecke des Zimmers lachen, in der andern weinen, in der dritten gähnen und in der vierten pfeifen.

14. Er soll, nachdem die übrigen Mitglieder einen Kreis geschlossen haben, auf einem Fuß dreimal um diesen Kreis herum hüpfen.

15. Er soll eine kleine Melodie pfeifen, während einer der andern Mitspieler ihn zum Lachen zu bringen sucht.

16. Er soll Seufzer rathen. —

Der Pfandgeber setzt sich mit verbundenen Augen auf einen Stuhl in die Mitte des Zimmers. Dann tritt Jemand aus der Gesellschaft an ihn heran und sagt leise mit einem tiefen Seufzer „Ach“. Der Pfandgeber hat nun zu rathen, wer der Seufzende ist. Nennt er einen falschen Namen, so tritt einer der andern Mitspieler heran und so fort, bis einmal der richtige Name genannt wird. Es versteht sich wohl von selbst, daß Jeder, welcher an den Pfandgeber herantritt, seine Stimme verstellt und ihm dadurch das Rathen zu erschweren sucht.

17. Er soll sich aus einem Zauberschlaf erwecken lassen.

Der Pfandgeber setzt sich mit geschlossenen Augen auf einen Stuhl in die Mitte des Zimmers. Dann tritt irgend einer der Mitspieler an ihn heran, faßt ihm an's Kinn und sagt:

„Ich grüß' dich, Vater Eberhart  
Und fasse dich bei deinem Bart.  
Sieh Acht, daß du's recht ernsthaft machst,  
Du bist erlöst, wenn du nicht lachst.“

Gehört das Pfand einem Mädchen, so muß derjenige, welcher herantritt, indem er die Pfandgeberin bei der Hand faßt, sagen:

„Ich grüße dich, Prinzessin fein,  
Dein treuer Ritter will ich sein.  
Wenn du nicht lachst bei meinem Wort,  
Führ' ich erlöst dich mit mir fort.“

18. Er soll schnell das Alphabet rückwärts hersagen.

19. Er soll schnell die Monatsnamen rückwärts hersagen.

20. Er soll schnell die Wörter eines ihm gegebenen (aber nicht zu kurzen) Sprichworts oder bekannten Ausspruchs rückwärts hersagen. Der Spielordner wähle z. B.: Rom ist nicht in einem Tag erbaut. Oder: Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu, u. dergl. m.

21. Er soll 5- oder 10-mal hinter einander einen der folgenden Geschwindigsprüche recht schnell hersagen, und zwar ohne zwischen den einzelnen Sätzen eine Pause zu machen.

Fischer's Freiz fischt frische Fische.  
Schnalle schnell die Schnallen an die Schuhe.  
Drei Theertonnen — drei Thrantonnen.  
Dise hat sie, sagt sie, meint sie, hätt' sie.  
Mefwechsel für Wachsmasken — Wachsmasken für Mefwechsel.

Welcher Metzger wegst sein Metzgermesser?  
Es saßen zwei zischende Schlangen zwischen zwei Steinen und zischten.

In der Frische fischten Fischer Fische.

Kurze Kleider, kleine Stappen kleiden kleine Krausköpfe.  
Von den Fluren von Florenz flogen fremde Vögel fort.  
Der Kutscher pust den Postkutschkasten.

Zwischen den Zweigen saßen sich schwingend zwei  
zwitternde Zeisige, u. dergl. m.

22. Er soll Cours halten lernen. —

Es handelt sich bei dieser Auslösung um einen kleinen Scherz, welcher mit dem Pfandgeber getrieben wird. Er muß sich mit verbundenen Augen an eine Wand stellen, den einen Arm etwa bis zur Höhe der Schulter heben und einen Finger vorstrecken. An der gegenüberliegenden Wand nimmt der Spielordner Platz, und alle Gegenstände, welche sich etwa zwischen ihnen befinden, werden fortgeräumt. Dann sagt der Spielordner zu dem Pfandgeber: „Hallo! aufgepaßt, kannst du Cours halten?“ „Nein,“ antwortet dieser; „aber ich will's lernen.“ „Gut,“ sagt der Spielordner, „dann also hierher und gerade auf mich los.“

Der Pfandgeber geht nun langsam mit vorgestrecktem Finger auf den Spielordner zu; aber während er glaubt, daß jener noch an der gegenüberliegenden Wand steht, kommt derselbe ihm mit leisen Schritten entgegen, trifft ihn etwa auf halbem Wege und beißt ihn leicht in den vorgestreckten Finger. Sollte der Pfandgeber diesen Scherz bereits kennen, so erklärt er, sobald ihm die Aufgabe gestellt wird, er könne schon Cours halten, und erhält dann eine andere Buße.

23. Er soll einen Gegenstand nach der Musik suchen. —

Der Pfandgeber geht hinaus, und nachdem die andern Mitglieder einen Gegenstand irgendwo im Zimmer versteckt haben, wird er wieder hereingerufen um denselben zu suchen. Dann setzt sich Jemand an's Klavier und spielt ein beliebiges Stück; indem er dabei den Suchenden beobachtet. Nähert sich nun der Pfandgeber dem versteckten Gegenstande, so muß ihm dies die Musik dadurch, daß sie immer lauter wird, andeuten. Entfernt er sich aber von seinem Ziele, so muß die Musik immer schwächer werden. Es gelingt dem Suchenden gewiß bald, den versteckten Gegenstand (am besten sein eignes Pfand) zu finden, wenn er nur recht auf die Musik achtet.

24. Er soll sich mit zwei brennenden Lichtern vor einen Spiegel stellen und, indem er langsam bis 10 zählt, hineinsehen ohne zu lachen.

25. Er soll einen (wenigstens 6 Wörter enthaltenden) Satz ohne „r“ sagen.

26. Er soll, nachdem jeder der andern Mitspieler ein Hauptwort genannt hat, eine Geschichte erzählen, in welcher die gegebenen Hauptwörter sämmtlich vorkommen.

27. Er soll Jedem aus der Gesellschaft fragen: Was

wünschst du mir zu Weihnachten und warum? Oder: er soll Jedem der Anwesenden sagen, was er ihm zu Weihnachten wünsche und warum?

28. Er soll Jedem der Mitspielenden eine Frage beantworten, oder: er soll Jedem eine Frage zur Beantwortung vorlegen.

29. Er soll Jedem aus der Gesellschaft sagen, mit welchem Thiere oder mit welcher Blume oder mit welchem Instrument oder mit welchem Küchengeräth er ihn vergleichen möchte und warum. Oder: er soll die Andern der Reihe nach fragen, mit welchem dieser Dinge sie ihn selbst vergleichen möchten und warum.

30. Er soll Jedem sagen, wo derselbe am besten zu gebrauchen sei und warum. Oder: Jedem fragen, wo er selbst am besten zu gebrauchen sei und warum.

31. Er soll zwei Fabelverse machen, — in denen zwei gegebene Wörter vorkommen, welche denselben Anfangsbuchstaben haben; z. B. aus den beiden gegebenen Wörtern: Orden und Dresse die beiden Verse:

Der Orden hängt an einem Band;

Dressa liegt in fernem Land.

32. Er soll einen Leberreim machen, zu welchem ihm der Spielordner die erste Zeile giebt. Wenn z. B. der Spielordner zu ihm sagt:

„Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Raben,“

So antwortet er:

„Da sollt ihr nicht nur einen Reim, nein gleich ein Duzend haben.“

33. Er soll sich selbst eine Strafpredigt halten.

34. Er soll angeben, was er für das Beste in der Welt hält und warum.

35. Er soll seine Biographie erzählen lassen. —

Der Pfandgeber setzt sich auf einen Stuhl in die Mitte des Zimmers und giebt Einem aus der Gesellschaft den Auftrag, seine (des Pfandgebers) Biographie zu erzählen. Der Aufgerufene bemüht sich nun recht viele komische Begebenheiten aus dem Leben des Pfandgebers vorzutragen. Macht es der Erzähler aber gar zu bunt, so hat Jener das Recht, ihn (auch mitten im Satz) zu unterbrechen und einem Andern die Fortsetzung der Biographie zu übertragen. Diese wird nicht eher für beendet angesehen, als bis Jeder aus der Gesellschaft etwas (wenn auch nur einige Worte) dazu beigetragen hat. Der Pfandgeber selbst muß seine Biographie mit den Worten schließen: „und so habe ich es getrieben bis auf den heutigen Tag.“

36. Er soll Jedem aus der Gesellschaft fragen: was würdest du mit meinem Herzen thun, wenn es von Papier wäre? Oder: er soll den andern Mitspielern der Reihe nach fragen, was er mit ihren Herzen thun würde, wenn sie von Papier wären.

## Sprüche von Otto Sutermeister.

Des Armen Hütte, des Reichen Kind  
Stehen in Einem Wetter und Wind.

Hast du zu geben dir vorgenommen,  
Frag' nicht erst lange, ob's willkommen.

Besser ehrlich abgeschlagen,  
Als herzlich geschenkt und schmerzlich getragen.

„Helf' dir Gott!“ ein schönes Wort,  
Aber „Nimm hin!“ hilft selber fort.



Von  
**Friedrich Güll.**

1.

Ein streng Gesetz bin ich im Feld,  
Doch fürchtet nimmer mich der Held;  
Dem nur, der feig und pflichtvergessen,  
Wird meine Strafe zugemessen.  
Es wird ihm kein Pardon gegeben,  
Es kostet ihm sein junges Leben.

Ein r hinein, gel' ich dem Schiff,  
Vom Sturm geschleudert an ein Riff.  
Es ist mit Allem für die Leute  
Der nächsten Küste sichere Vente,  
Kommt, Brak und Ladung rückzukaufen,  
Der Schiffsherr nicht mit Goldes Haufen.

2.

Mit d ist's der „gemeine Mann“, der Bauer,  
Und so bei feinen Leuten unbequem;  
Mit h ist es nicht bitter und nicht sauer,  
Und dennoch im Geschmack nicht angenehm.

3.

Wenn ein Kunstwerk hat bestanden  
vor den Kennern gut die Probe,  
Braucht man uns mit ei und u  
zu des Künstlers lautem Lobe.

Von  
**Wilhelm Fischer.**

1.

Fahrzeuge sind wir. Schnell und sicher tragen  
Wir über'n See dich hin und über's Land:  
Kein Segel bläht sich, keine Ruder schlagen  
Die stille Fluth, kein Pferd wird vorgespannt,  
Kein Dampf besflügelt uns. Doch wie gewandt  
Vermeiden wir den Anstoß und die Steine!  
Wie klingen wir und funkeln wie Demant  
Bewegungsfroh im hellen Sonnenscheine!  
Doch bitte, nicht zu warm! daß unser Weg nicht weine.

2.

Mit k giebt's Speis' und Trank mit v,  
Mit h erklingt's und sticht mit d,  
Mit z thut's selten gut; zum Sporn  
Noch dieß: mit v ist's immer vorn.

3.

Ganz roth und halb nur rein, trotzdem  
Als Mantel Königen genehm.

4.

Ein hoher Berg, trägt ohne Kopf  
Von Flach's und Berg oft einen Schopf.

### Anlösung der Räthsel Seite 93.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

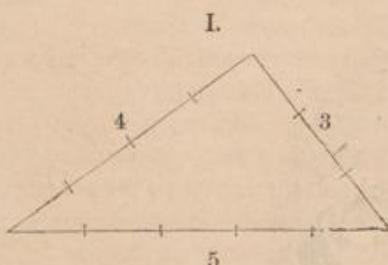
- |                                        |                                     |
|----------------------------------------|-------------------------------------|
| 1. Tand, Wand, Vand, Sand, Land, Hand. | 2. Einbruch, Weinbruch, Steinbruch. |
| 3. Aufmachen, aufwachen, aufstachen.   | 4. Pfötchen, Pförtchen.             |

Räthsel von **Wilhelm Fischer.**

- |                |            |               |
|----------------|------------|---------------|
| 1. Uebersehen. | 2. Wasgau. | 3. Nachsicht. |
|----------------|------------|---------------|



von Robert Löwiske.



Die oben stehende Figur zeigt euch ein Dreieck, dessen kürzeste Seite 3 Centimeter, dessen mittlere Seite 4 Centimeter und dessen längste Seite 5 Centimeter beträgt. Nehmt nun ein Stück steifes Papier und schneidet

aus demselben 4 solche Dreiecke und außerdem ein Quadrat, dessen Seite einen Centimeter lang ist. Versucht dann diese 4 Dreiecke und das Quadrat so zusammen zu legen, daß die ganze Figur ein Quadrat bildet.

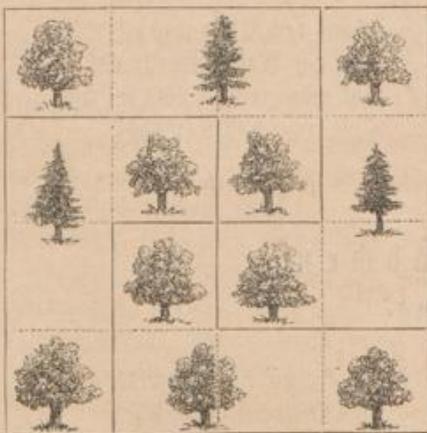
II.

In einer Reihe liegen 10 Fünfundzwanzigstücker neben einander. Nehmt nun eins derselben auf und legt es so auf ein anderes, daß ihr nicht mehr und nicht weniger als eine Mark d. h. 2 Fünfundzwanzigstücker überspringt. Dann nehmt von den noch übrigen Fünfundzwanzigstücken wieder eins und legt es unter derselben Bedingung auf ein anderes, und so fort, bis fünfmal je 2 Fünfundzwanzigstücker aufeinander liegen.

### Anflösung der Knackmandeln Seite 94.

I.

Denkt euch zunächst den ganzen Garten in 16 gleiche Theile getheilt, wie es unsere Figur zeigt, und nehmt dann

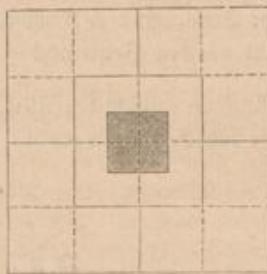


die scharf gezogenen Linien als Grenzen zwischen den 4 Stücken. Es ist aus der Figur leicht ersichtlich, daß die 4 Stücke gleiche Form und Größe haben, und daß jedes derselben 3 Bäume enthält.

II.

Denkt euch das Papier in 16 gleiche Theile getheilt,

wie es unsere Figur zeigt, und macht die Schnitte da, wo es die scharfer gezogenen Linien andeuten. Die 5 Stücke, welche dann entstehen, sind gleich, denn jedes derselben



beträgt  $\frac{1}{4}$  des ganzen Papiers und vier derselben haben gleiche Form.

III.

Unsre Figur zeigt, wie die Bäume gepflanzt waren.

